Die Karawane

Vierteljahreshefte der Gesellschaft für Länder- und Völkerkunde

LUDWIGSBURG/WÜRTT. BISMARCKSTRASSE 30

RUSSLAND

KRIM UND KAUKASUS

Bild auf der Titelseite: Empfang unserer Reisegruppe 1959
mit TS „Adriatiki" in Sotschi.

DIE KARAWANE

Heft 1/2 - 1960

RUSSLAND

KRIM UND KAUKASUS

Herausgegeben vom

BÜRO FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE

Ludwigsburg - Bismarckstraße 30

VORWORT

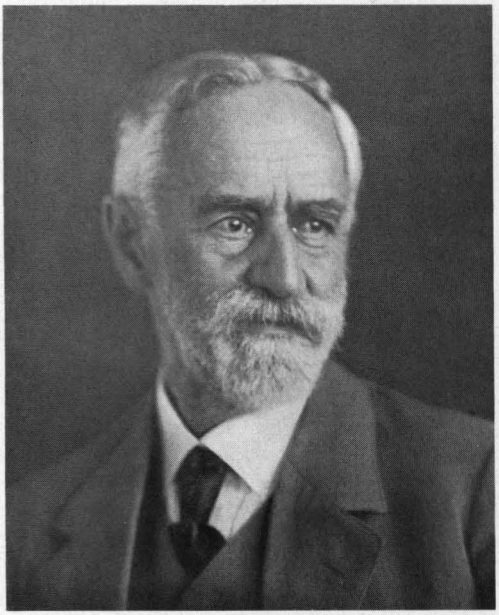
Die Größe und die sich in den letzten Jahren stetig steigernde Macht und Bedeutung der UdSSR sind Tatsachen, mit denen wir uns alle auseinandersetzen müssen. Die Frage der westeuropäisch-russischen Beziehungen ist die für unseren gesamteuropäischen Lebensraum unbedingt vordringlichste und für die Zukunft entscheidende.

Es erschien uns daher richtig, aus der Vielzahl unserer Reiseziele eben Rußland herauszugreifen und die erste Ausgabe unserer „Karawane" im neuen Gewand Betrachtungen über diesen Raum zu widmen.

Prof. Dr. ERNST PLEWE

ALFRED HETTNER

1859—1941



Zum 100. Mal jährte sich kürzlich Hettners Geburtstag, ein Grund auch für unsere Gesellschaft, seines Werks zu gedenken, das umfassender und reicher war, als es die doch nur in seine letzten Jahrzehnte zurückreichende Erinnerung auch der Älteren unter uns zu sehen gewohnt ist. Wir kennen ihn als den Gründer und Jahrzehnte hindurch waltenden Herausgeber der „Geographischen Zeitschrift", der die Konsolidierung der Geographie als Wissenschaft nach langen fruchtlosen Irrwegen Entscheidendes verdankt. Seine „Grundzüge der Länderkunde" sind das Vademecum der Studenten und Lehrer der Geographie geworden, die in der Literatur der Gegenwart vergeblich ein ähnlich knappes,

ausgewogenes und zuverlässiges Werk in seiner Nachfolge suchen. Mit seinen viel gelesenen Werken über „Rußland" (in dessen vorrevolutionärem Gepräge) und „Englands Weltherrschaft" hat er Meisterwerke anthropogeographischer Analysen geschaffen, mit ihnen aber auch wesentlich zur politischen Bildung unseres Volkes beigetragen. Nach seiner Entpflichtung als Heidelberger Professor (1928) hat er schließlich den großen Wurf einer umfassenden allgemeinen Geographie gewagt, die er im ersten, die physische Erdkunde behandelnden Teil in den vier Bänden seiner „Vergleichenden Länderkunde" 1933/35 noch selbst vorgelegt hat, während nur noch Schüler und Freunde drei der auf fünf Bände geplanten Anthropogeographie aus seinem Nachlaß herausbringen konnten: die Grundlegung, die Verkehrs- und die Wirtschaftsgeographie unter Verzicht auf die Geographie der Siedlungen und der Politik. Dem Rückblick erscheint Hettner somit als der einzige Geograph, der ihr Gesamtgebiet, die allgemeine und die individualisierende Erdkunde, in einem geschlossenen System einheitlich zusammengefaßt hat. – Für den gottbegnadeten Lehrer endlich spricht die ungewöhnlich große Zahl seiner Schüler, die im In- und Ausland auf Unversitäten sein Gedankengut erfolgreich weitergegeben und fortentwickelt haben, oder denen er auf den Schulen ein leuchtendes Vorbild geblieben ist in seiner Art, das Wesentliche eines Sachverhalts zu erfassen und in seinen Zusammenhängen begründend darzustellen.

Schon die rohe Skizze läßt erkennen, daß der Schwerpunkt seines Werkes weniger in der Zuführung neuen Stoffs, als im Gedanklichen lag. Man nahm es dankbar hin, daß der an beiden Beinen Gelähmte und daher stark an den Schreibtisch Gefesselte dem Feldforscher die in jeder Wissenschaft notwendige Arbeit an ihren erkenntnistheoretischen Grundlagen ebenso abnahm, wie die auf riesiger Literaturkenntnis beruhende Zusammenfassung der Einzelforschungen im Lehrbuch, im System. Man vergaß darüber fast, daß auch Alfred Hettner in jungen Jahren als sehr erfolgreicher und keine Strapaze scheuender Forschungsreisender ausgezogen war, daß er auf jahrelangen Wanderungen und Ritten weite Räume der tropischen Andenländer Südamerikas unter damals schwierigsten Verhältnissen durchzogen und erforscht hat, und daß erst auf einer solchen Reise eine heimtückische Tropenkrankheit sich lähmend auf den maßlos überforderten Mann geworfen hat. Seine „Reisen in den columbianischen Anden" (1888) sind ein klassisches Werk unserer deutschen Literatur geblieben. Aber auch sein in vier Auflagen verbreitetes Buch über „Rußland" (1900), das den Russen wertvoll genug erschien, es

sogar zweimal in die eigene Sprache zu übersetzen, und aus dem wir ihn im Folgenden zu uns sprechen lassen (Zitate nach der vierten Auflage 1921), beruht auf eigener Anschauung weiter Räume bis hin zum Kaukasus, wenn diese Reise heute auch über 60 Jahre zurückliegt. Weite Perspektiven, in nüchterner Sprache klar vorgetragen, zeichnen es aus.

„Die Länder Westeuropas sind, bei aller Verschiedenheit im einzelnen, doch in der Zusammensetzung ihrer Bevölkerung und im Wesen ihrer Kultur nahe mit einander verwandt; Osteuropa dagegen und im besonderen Rußland steht ihnen als etwas andersartiges, fremdes gegenüber. Erst vor zweihundert Jahren ist Rußland in den Kreis der europäischen Kulturländer eingetreten, noch von Leibniz wurde es mit Persien und Abessinien auf eine Stufe gestellt. Auch heute sind Sprache, Schrift, Religion, Sitte, Staatsform fremdartig und errichten zwischen Rußland und Westeuropa größere Schranken, als zwischen diesem und den europäisierten Ländern der übrigen Erdteile. Nichts ist verkehrter, als westeuropäische Begriffe und Vorstellungen einfach auf Rußland zu übertragen.

Dabei war die große Bedeutung, die Rußland für uns hat, schon seit langem unverkennbar und ist uns jetzt mit grauenvoller Wucht vor die Seele getreten. In der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts hat Rußland einen maßgebenden Einfluß auf die politischen Geschicke unseres Erdteils geübt: die einen begrüßten in ihm den Hort der staatserhaltenden Ideen, die anderen verabscheuten es als den stärksten und gefährlichsten Widersacher der Freiheit; alle aber empfanden die Abhängigkeit von dem mächtigen Willen des Zaren. Dieses Gefühl der Abhängigkeit hat sich in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts vermindert; vor allem die kraftvolle Entwicklung des deutschen Reichs hat uns aus dem Banne Rußlands befreit. Aber das ungeheure russische Reich blieb in vieler Beziehung die den Ton angebende Macht in Europa. Und sein langsames, aber stetiges Vordringen ist zugleich eine der wichtigsten und bedrückendsten Tatsachen der Weltpolitik ... Auch durch Niederlagen (wie gegen Japan oder im ersten Weltkrieg) wird die Macht dieses Riesenreichs doch nur für eine Zeitlang gebrochen sein." ...

Prof. Dr. FRIEDRICH SEEBASS

RUSSLAND

Betrachtet im Spiegel seiner Volksseele

Die schicksalhafte Begegnung Ost-West, vielleicht das einschneidendste Geschehen im bisherigen Geschichtsverlauf des 20. Jahrhunderts, muß auch in Geist und Seele des Abendlandes ihren Niederschlag finden. Aus der Begegnung wird mehr und mehr ein Ineinandergreifen, das zu einer Synthese drängt, wenn nicht ein neues Chaos der Völker heraufbeschworen werden soll. Der Westen steht mit gemischten Gefühlen dieser Tatsache gegenüber. Die zunehmende Unsicherheit in der Bewertung der westeuropäischen Kultur gibt der Um- und Außenwelt, besonders auch der asiatischen, die Möglichkeit eigener Besinnung und einer Neudurchdringung eigener Kulturen, die man vom weißen „Blendwerk" befreit. Eine Mittlerstellung hält Osteuropa inne – seine Kultur ist weder eine ausgesprochen europäische noch asiatische, auch nicht, wie so oft behauptet, ein einfaches Konglomerat aus diesen, sie wurzelt im Seelischen des eigenen Volkes. Dadurch erhält sie eine mehr bindende Macht; denn die sich mehr und mehr befreienden Völker schöpfen ihre Kraft nicht aus der Ratio, sondern aus der Tiefe des eigenen seelischen Daseins. Dem Abendland wird es schwer, wider den Stachel zu löcken. Eine sibyllinische Angst hat sich im Westen eingeschlichen, vieles, was wir heute politisch und seelisch erleben, kann nur aus einer inneren Ratlosigkeit erklärt werden, die Abgründe aufdeckt, in die wir nicht hineinzuschauen wagen. Hat das Abendland nicht zu sehr dem Verstand gehuldigt, hat nicht die Ratio, die andere Seite des menschlichen Daseins, die Seelenkräfte geknebelt?

Wollen wir das russische Volk verstehen und die Gesetze beachten, nach denen es sich ausrichtet, so muß sich wohl erst etwas in uns selbst ändern, um die große Begegnung tragbar, fruchtbar, schöpferisch zu gestalten.

Für uns hat Rußland noch immer etwas Sphinxhaftes; die eine Seite des Gesichtes ist uns abgewandt, die irrationale, die wir nicht objektiv erfassen können. Wir wissen aber, daß in ihr die bindenden Kräfte des Sowjetraumes, wenn nicht auch des gesamten asiatischen Raumes wurzeln. Betrachte es daher, verehrter Leser, nicht als vermessen, wenn wir Dich bitten, mit uns einen, wenn auch noch so oberflächlichen Ausflug in das russische Seelenland zu unternehmen, um unsere Kenntnisse wieder aufzufrischen.

I

Es liegt nahe, daß wir uns hierbei der Führung russischer Religionsphilosophen und Dichter anschließen, die sich um ein Erkennen des russischen Seelenlebens bemühten. Der Anstoß dazu ging vom Abendland aus. Westeuropäische Aufklärung fand auch bei den russischen Denkern des 19. Jahrhunderts Aufnahme, die Einwirkung von u. a. Byron, Schiller, Hegel läßt sich leicht erkennen. Sie spüren in ihrem Volke etwas Barbarisches, etwas Vorkulturelles, sie spüren einen ungeheueren Drang nach Befreiung und eine große Ungeduld in diesem Drang. Peter *Tschaadajew* verzweifelt, wenn er auf die unbewegliche Masse schaut. „Dieser See", sagt er, „ist noch unbewegt." „Nur eine kleine Gruppe in Rußland denkt, die andern fühlen nur und lassen sich treiben." „Ist es denn möglich, sie einer wahren Kultur entgegenzuführen?" „In unserem Blute ist etwas, was jedem wahren Fortschritt fremd bleibt." „Alles, was Rußland denkt, ist ungeschickte Nachahmung. Die besten, dem Abendland entlehnten Ideen erstarben noch immer im russischen Gehirn, verwandelten sich in ein unfruchtbares Umherschweifen aus Mangel an Zusammenhang und Folgerichtigkeit des Denkens, aus Mangel an logischer Konsequenz!" „Rußland muß von Anfang anfangen, es muß in gewisser Weise die Geschichte des Menschengeschlechtes wiederholen." Tschaadajew, wie viele, die nach ihm die Feder führen, erkennt die Neigung der russischen Seele, außerhalb der Wirklichkeit zu leben, d. h. nur in der von ihr selbst geschaffenen Wirklichkeit zu verharren. Danach ist der Russe außerstande, anzunehmen, daß jemand ein wesentlich anderes Erleben haben kann als er selbst. Einem schrankenlosen Subjektivismus sind damit Tor und Tür geöffnet. Aus dieser Erkenntnis ergibt sich die Frage, ob darin das geistige Schicksal Rußlands bestehe. Mit gleicher Erschütterung sieht *Gogol,* dieser von echter religiöser Sehnsucht tiefst durchglühte Dichter, auf sein Volk. Er sucht nach dem Schlüssel der Pforte, die zu dem geläuterten Dasein seines Volkes führt. Er sucht nach Idealgestalten, die er dem Russen als Vorbild hinstellen kann. Im Großrussentum findet er sie nicht, und er muß weit in die Geschichte des russischen Grenzvolkes zurückgreifen, das durch persönliche Taten sich für die Gesamtheit opferte. Die Kosaken-Heldenlieder des 12. und 13. Jahrhunderts führen ihn zu der lichten Heldengestalt Igor, der zum Kampf gegen das Böse und die Finsternis, gegen Mongolentum und asiatische Barbarei zu Felde zieht. Der sterbende Recke sieht den Adler über sich kreisen und ruft ihm zu: „Adler, sage der Mutter, dein Sohn fand eine Königsmaid, eine Totengrube auf kahler Heid!" Er fühlt sich von dem Hauch einer Totenstadt

umweht, in der ihm „tote Seelen" begegnen. Und doch spürt er andererseits zutiefst erschreckt die Dynamik, die elementare Kraft seines Volkes, die sich nicht fesseln läßt. Er vergleicht Rußland mit einer Troika, die über die Erde dahinfegt.

> „O Rußland, Rußland, wohin jagst Du? Rußland, gib Antwort! Ach, Du antwortest nicht! Man hört die Schellen wundersam klingen. Es ächzt die Luft und wird zum Sturm und das Dreigespann jagt dahin und läßt alles hinter sich – aber die Völker und Kaiserreiche weichen ihm aus und hemmen nicht seinen Lauf."

Ivan *Turgenjew*, der meist im Ausland lebte, einer der besten Kenner Westeuropas seiner Zeit, betrachtet sein Land von außen und sieht daher die seelischen Zustände noch unverhüllter. Er zeigt die Wirkungen der Leibeigenschaft in ihrer ganzen Ungeschminktheit, seine Stimme wird zum Fanal – aber als eigentlich nicht kämpferischer Mensch wird er dadurch oft in eine Stimmung elegischer Melancholie versetzt, die sich zu bitterer Hoffnungslosigkeit verdunkelt. *Puschkin* bemüht sich um Beantwortung Tschaadajewscher Fragen. Er sucht ein Gleichgewicht zwischen der russischen Seele und dem Geiste der Menschheit. Er sieht den historischen Daseinssinn des russischen Menschen weder in einer politischen Reichsbildung noch in einer abstrakten Kulturpflege an sich, sondern in einer religiösen Selbsterziehung, in einem Gleichgewicht zwischen gereinigtem Fühlen und verklärtem Erkennen, das zum Seelenfrieden der Völker führt. Die größte Gefahr erblickt er in dem von Leidenschaften zerfressenen Ungläubigen – dem Ungläubigen in der Heilslehre, dem Ungläubigen aber auch in der russischen Sendung.

> „Seht, wie er, vom Nichts durchbohrt, schleicht und umherirrt! Die Seele ist ihm geknickt in ihrer Blüte. Bald weint er bitterlich, bald sucht er, Sklave der Leidenschaft, seinen Tränen zu wehren durch wüste Lust!"

Trotz einer solchen Selbsterniedrigung, in der sich der Russe selbst sieht, verliert der russische Dichter niemals den Russen als Ganzes. Er analysiert ihn nicht um der Analyse willen und folgt damit nicht dem Beispiel des Abendlandes, er stellt die verwundbaren Teile heraus, aber erhebt immer wieder das Ganze des russischen Menschen apotheotisch. Auch bei den größten russischen Geistern, wie *Dostojewskij*, *Tolstoi*, *Solowjew*, bleibt bei aller Kritik die Integrität, die Überlegenheit, die Mission des russischen Menschen bestehen. Aller Geist, alle Kunst, alles Gebaren des Abendlandes verblaßt dagegen.

Die Geister des 19. Jahrhunderts reißen den Russen aus seiner Lethargie; Seelenkräfte sind erweckt und werden frei gemacht,

Hoffnungen und Sehnsüchte schwellen auf, ein dämonisches Wetterleuchten steht am russischen Horizont des aufkommenden 20. Jahrhunderts.

II

Nicht Verstand und Logik sind, wie im Abendland, die Haupttriebfedern der russischen Entwicklung, in einem ganz anderen Ausmaße sind seelische Kräfte beteiligt, die keineswegs in einem alles verschleiernden Mystizismus untertauchen, sondern im Grunde ihres Wesens lebensbejahend sind und einer überspitzten Geistigkeit des Abendlandes gegenüber sich nicht nur zur Wehr setzen, sondern sie auch überrennen können. Diese Wesenskräfte haben ihren Ursprung in dem, was der Russe selbst mit seiner *Volksseele* bezeichnet. Sie liegt in ihrem Urwesen in dem *Erbgut des Slawentums* verankert, ist durch den *geographischen Raum*, in dem es Wurzel schlug, geprägt und durch den *geschichtlichen Werdegang* geformt.

Liegt etwas Unbegrenzbares im russischen Raum, so liegt auch etwas schwer Abgrenzbares, Unerschöpfliches, ein Pendeln zwischen Traum, Wunsch, Denken, Fühlen, Wollen und Wirklichkeit im Slawentum an sich. Geschichtlich ist es plötzlich da. Kein Chronist vermeldet, woher es kam noch wie sein Nam' und Art. Im 6. Jahrhundert findet es sich konzentriert in einem Raum, der nur als Rückzugs- und Sammelraum, nicht aber Ursprungsraum einer so großen Völkerschaft angesehen werden kann, im Gebiete der großen Sumpf- und Waldregion Weißrußlands. Ein Bevölkerungsüberdruck setzt ein, vergleichbar den Lemmingen im Fjeld, die auf einmal da sind und nun blindlings nach allen Richtungen abwandern, ohne sich aufhalten zu lassen, bis der Nachschub ausbleibt. Die Slawen dringen nach Westen, Osten und Süden vor, besetzen durch Abwanderung fast leer gewordene Räume, verdrängen andere Völker oder schmelzen diese ein. Ihre sprachliche und kulturelle Differenzierung in West-, Süd- und Ostslawen steht im Zusammenhang mit den verschiedenartigen, aufgesogenen Völkern. Bei den Westslawen spielt das germanische Element eine bedeutsame Rolle. Die Ostslawen gliedern sich im Laufe des 11. Jahrhunderts, wohl auch infolge verschiedener Blutvermischungen, in Großrussen, die besonders mit dem finnischen Element verschmelzen, in Ruthenen oder Kleinrussen, die u. a. skythische, bulgarische, orientalisch-tatarische, gotische, ja auch griechische Völker assimilieren, und in Weißrussen, die im Ausgangspunkt verharren und kulturell eine langsamere Entwicklung zeigen.

Den Ostslawen, die nach Osten vorstoßen, öffnet sich der unendliche Raum der russischen Tafel südlich der Taiga; ein ufer-

loses Gebiet, das in seiner Einförmigkeit auf den Menschen erdrückend wirkt. „Nirgends ein Punkt, auf dem das Auge, das über die Landschaft hinwegschweift, ausruhen könnte" (Hettner). Keine Gebirgskette durchschneidet die Landschaft – auch das 2000 km lange, stark denudierte Uralgebirge mit seinen breiten, kaum merklichen Paßübergängen bildet keine eigentliche Begrenzung. Die Landschafts- und Lebensbedingungen bleiben somit die gleichen mit der gleichen großen Einförmigkeit. Das lockt in diesem durchgängigen Gebiet zum steten Wechsel der Wohnsitze. Da man allerorts die gleichen Verhältnisse wieder vorfindet, kann man am neuen Ort fortsetzen, womit man am letzten aufgehört hat. Mit erster Einbeziehung dieses Raumes in die Menschheitsgeschichte finden wir hier ein stetes Pendeln von Westen nach Osten und Norden nach Süden vor, Pendelbewegungen, die bis zum heutigen Tage angehalten haben. Zugleich entwickelt dieser Raum eine magische Anziehungskraft auf alle Völker. Wollte man eine Liste aller der Völker aufstellen, die aus dem europäischen, vorderasiatischen, nordasiatischen und innerasiatischen Raum durch dieses Tiefland gezogen sind und hierselbst einmal mehr oder weniger lange seßhaft waren, wäre es einfacher, die Namen derer anzugeben, die nicht mit diesem Raum in Berührung kamen. Durch das breite Steppentor zwischen Ural und Kaspi sind Nomadenvölker hindurchgebrandet, die ihren Namen tief in die europäische Geschichte eingeristet haben: Finnisch-ugrische Völker, Bulgaren, Hunnen, Alanen, Avaren, Chasaren, Petschenegen, Tataren, Kirgisen, Kalmücken und wie sie alle heißen mögen. Auch das Schwarze Meer bildet gleichzeitig, trotz der Speermauern im Süden, zusammen neben dem Uraltor, ein breites Einfallsgebiet für Skythen, Sarmaten, Armenier, Griechen, um nur einige zu nennen. Da es im Steppenland keine Rückzugsgebiete gab, herrschte jeweils das stärkere Volk, wehe aber den Schwächeren, die nicht ausweichen konnten!

Zum raschen Wohnungswechsel trieben auch klimatische Verhältnisse, Sommerdürre und Winterlänge machten immer wieder die Fruchtbarkeit des Bodens zuschanden. In heißen, trockenen Sommern verbrannten die Ähren auf den Halmen, das Gras auf der Steppe – die langen Winter bedingten eine lange Stallfütterung. Bei lang anhaltenden Kälteperioden ging das Futter aus und immer wieder mußte der wertvolle Besitz der Steppenvölker, die Tiere, abgeschlachtet werden. Die Geschichte des russischen Tieflandes ist auch eine Geschichte der Hungersnöte, des Dursttodes, des Erfriertodes, derer man nicht Herr werden konnte.

Blick vom Hochufer des Dnjepr im Stadtpark von Kiew nach Osten in die Weite der Landschaft.

III

Nach welchen Gesichtspunkten die Besitzergreifung der Lande zwischen Oder und Wolga anfangs vor sich ging, läßt sich schwer erhellen. Scheinbar waren die Slawen ausgesprochene Waldvölker – die südlichen Ostslawen nahmen ihre Wohnsitze am nördlichen Karpathenwall–Galizien–Bukowina–Dnjestrgebiet unter den Warägern Malaja-Rus = Kleinrußland benannt; sie wurden erst später durch Polen und Litauer in die offene Steppe gedrängt; die nördlichen Ostslawen setzten sich im Gebiet der Wasserscheide und an den Gestaden der großen Seen fest. Eine festere staatliche Bindung erhielten sie erst im 9. Jahrhundert durch *schwedische Wikinger,* die die Ostslawen, wenn wir der Nestorchronik Glauben schenken dürfen, selbst ins Land riefen und sich ihr Herrschergeschlecht kürten. Die Waräger (varjagi), von den Slawen rus, von den Finnen ruetsi genannt, kamen aus der Landschaft Roslagen (sprich Ru-slagen), dem Stockholmer Schärengebiet. Sie überquerten mit ihren geschmeidigen Booten die Ostsee, fuhren die Newa aufwärts zum Ladogasee und weiter die Wolkov aufwärts zum Ilmensee, wo sie die Handelsniederlassung und Feste Holmgård = Nowgorod gründeten. Die Lowat aufwärts führte ihr Weg zur oberen Düna und ver-

einigte sich hier mit dem Dünaweg, vom Rigaischen Meerbusen kommend, bei Witebsk. Auf Holzrollen zog man die Schiffe über die flache Wasserscheide zum Dnjepr und Dnjepr abwärts ging die Fahrt zum Schwarzen Meer, ja bis nach Byzanz und dem Piräus, wo ein junger Wiking seine Runen in den steinernen Löwen am Hafen ritzte. Ein zweiter Weg führte von Nowgorod zur oberen Wolga und weiter zum arabischen Handelsgebiet. Diese weiten Fahrten, die von Tatkühnheit und Unternehmungslust strotzen, lohnten sich trotz der großen Entfernungen handelsmäßig glänzend und geben zugleich ein beredtes Zeugnis für die großartige Durchgängigkeit der russischen Landschaften, obwohl die Ströme ja nur vom Spätfrühling bis zum Herbst benutzbar waren. An wichtigen Punkten gründeten die Waräger Zwingburgen und Handelsniederlassungen – außer Holmgård u. a. Palteskja = Polotzk an der Düna und Könugård = Kiew am Dnjepr. Schon Ende des 9. Jahrhunderts ist das Nowgorod-Kiewer Warägerreich fest umrissen, das sich longitudinal längs der Stromhandelswege ausbreitete und unter der Herrschaft der Rurik stand. Gingen die Waräger nach und nach im Ostslawentum auf, so hielten sie doch das Heft fest in der Hand; ihr Herrscherhaus aber bestand von 870 bis 1598 und wurde nach kurzem Interregnum vom Hause Romanow resp. Holstein-Gottorp-Romanow abgelöst. Über ein Jahrtausend haben so nur zwei Herrschergeschlechter die russischen Geschicke gelenkt. Das Warägerreich darf nun keineswegs als Zwischengebilde zwischen Europa und Asien angesehen werden – ein „Zwischeneuropa", quasi Pufferraum zwischen der Mitte und dem Osten des Kontinentes hat es nie gegeben, weder geographisch, noch historisch, noch im lotharingischen Sinne, noch politisch. Der Warägerstaat verkörperte für seine nordischen Gründer eine Handelsmacht und mußte mit Aufhören dieses Gesetzes fallen, unter dem es angetreten war, nämlich mit dem durch die Kreuzzüge begünstigten Aufkommen der mittelalterlichen Mittelmeerseemächte, die den Handelswegen eine entscheidende Änderung von der Nord-Süd-Linie in die West-Ost-Linie gaben, nicht mehr Gotland–Schwarzes Meer resp. Kaspisee, sondern Mittelmeer–Nahost–Fernost. Den nordischen Fürsten und ihrer zahlenmäßig kleinen Gefolgschaft aber war es auf die Dauer nicht möglich, trotz Knute und harter Hand das Reich zusammenzuhalten; kein besserer Schachzug konnte von Wladimir dem Ersten (dem Heiligen) getan werden, als seinen Untertanen eine festgefügte Religion zu geben. Dieser Herrscher vereinigte 980 erneut Nowgorod–Moskau–Kiew zu einem Reich. 987 ließ er sich in Kiew taufen und ehelichte die byzantinische Prinzessin Anna. Geringe Kunde ha-

Aus dem Vorgeschichte-Museum in Kiew: Gerades, nordisches Warägerschwert mit goldplattiertem Griff.

ben wir von den religiösen Vorstellungen der Ostslawen. Wladimir zerstörte alle Götzenbilder, verbot jede weitere Ausübung schamanischer Gebräuche und erhob den neuen Glauben zum Gesetz. Die byzantinisch-orthodoxe Kirche kam mit ihrem streng patriarchalisch geordneten System mit zentraler Steuerung, ihrem unumstößlichen Dogma und ihrer etwas mystischen Form der Kultausübung den Ruriks sehr entgegen. Sie verlangte peinlichste Unterwerfung unter die Obrigkeit, weltliche wie geistliche, sie gab dem Staate den inneren Zusammenhalt, der auch den Zerfall in Kleinfürstentümer und die Aufteilung des Warägerreiches überdauerte. Sie verkörperte die einzige geistige Macht im Staat und konnte daher später Ausgangspunkt einer Staatserneuerung werden. Die *mongolische Welle* aber, die mit ungeheurer Vehemenz um 1240 über das Land hinwegbrauste, konnte auch sie nicht aufhalten. Die tatarische Überflutung war glänzend organisiert. Das Ansetzen der einzelnen Reitersäulen

vom Schwarzen Meere bis Moskau war strategisch so einheitlich, daß alles für einen gut vorbereiteten Heereszug spricht. Der Osten war auch damals schon besser über den Westen informiert als umgekehrt, nichts war dem Zufall aus Unkenntnis überlassen. Im Abendland gab es keinen Feldherr, der einem Subutai die Spitze hätte bieten können. Das Warägerreich wurde gestürzt und mit seinem Untergang wurde auch eine erste Blüte ukrainischer Kultur vernichtet, die besonders unter Wladimir II., Monomachos, zur Entfaltung gekommen war. Das Land wurde dem Khanat Kipchak angegliedert, das seinen Hauptsitz an der unteren Wolga hatte. Die tatarische Herrschaft bestand nach bekanntem Brauch aus Tributerhebung. Dieser Tribut war so hoch und wurde mit einer derartigen Rigorosität eingetrieben, daß das Volk völlig ausgesogen wurde. Die Eintreibung überließ man, nach warägischem Muster, bodenständigen Herren, Fürsten und Bojaren. Diese vom Khan eingesetzten und beauftragten „Vögte" wurden so lange ihres Amtes belassen, als sie den geforderten Tribut ordnungsgemäß ablieferten. Die Tributabgabe erfolgte distriktsweise, wodurch eine Art Kollektiv entstand, da jeder im Bezirk Ansässige für das Herbeibringen der Naturalien verantwortlich war; härteste Strafen wurden über den Gesamtdistrikt verhängt, dessen Abgaben nicht den Forderungen entsprachen. Der dabei ausgeübte Terror war hoffnungslos, jeder Widerstand wurde ausgepeitscht. Das Kollektiv mußte daher alle Kräfte anspannen, um seinen Tributsanteil zu erfüllen. So ging es in die russische Geschichte ein. Heerführer und andere um das Khanat Verdiente wurden mit Land entlohnt, das sie so lange nutzen durften, als sie dem Reich dienten. Da sie das Land nicht selbst bewirtschaften konnten, schenkte man ihnen gleich die dazugehörigen Bauern hinzu. So entstand die erste Form der Leibeigenschaft, die als zweiter Faktor in die russische Geschichte einging. Man lernte, die Größe des Besitzes nach Zahl der „Seelen" zu bewerten, die man besaß. Vor dem alleinigen Herrscher, dem Despoten, befanden sich Seelenbesitzer und Leibeigene aber in der gleichen Verdammnis, ein Verhältnis, was sich gleichfalls im späteren russischen Zarentum auswirken sollte. Fürsten und Bojaren gingen aber eine zweite Schule des Despotismus durch und erwiesen sich in der Folgezeit als gelehrige Schüler. Eine weitgehende Blutmischung zwischen Tataren und Russen fand nicht statt. Das Volk wurde auch nicht an Ausübung überkommener Gebräuche und seines christlichen Gottesdienstes gehindert — ein anderer Glaube wurde ihm nicht aufgepreßt. Das nordische, weniger boshaft als scherzhaft gemeinte Bonmot: „Man schabe am Russen etwas von der Haut ab, und

Sophienkathedrale Kiew (1020–1037 erbaut). Fresken aus dem Verbindungsgang zum ehemaligen – längst zerstörten – großfürstlichen Palast. Jagdszenen, die Trachten gleichen gleichzeitigen aus Byzanz.

schon kommt der Tatare heraus" ist so gesehen etwas schief. Das Tatarenreich band wie das Warägerreich die orthodoxe Kirche fest an sich durch Gewährung von Steuerfreiheiten und anderen Vergünstigungen. Dafür predigte die Kirche erneut Gehorsam und Unterwerfung unter die regierende Macht. Zwei Ereignisse in der 240 Jahre währenden tatarischen Unterjochung waren besonders bemerkenswert: Die Verlegung des Metropolitensitzes von der Urkraine nach Moskau (1325) und die wenige Jahre später erfolgte Ernennung des Fürsten von Moskau, Ivan I., durch den Khan zum Großfürsten, eine Würde, die der neue Großfürst in eine Erbfolgewürde zu erweitern verstand. – Nordische Herrschaft und noch mehr Tatarenjoch haben so stark auf das russische Geschick eingewirkt, daß sie geradezu die weitere Entwicklung im Zarenreich verzeichnen. Die Zaren übernahmen nur den nordisch-byzantinisch-tatarischen Despotismus und ritten ihn jeweils zu Tode. Die Form der Herrschaft aber war so fest, daß jeweils wieder ein neuer Despot heraussprang.

IV

Unter dem Moskowiter Iwan III. (1462–1505) erfolgte nach harten Widerständen die Loslösung des Moskauer Großfürstentums vom Mongolenreich. Vom nördlichen Waldland geht die Sammlung der russischen Kräfte aus, der Moskowiterkoloß erhebt sich und stellt sich auf eigene Füße – und dieses Haus steht. „Bisher war alles, was Rußland zerschmettern wollte, nur eine Episode – mag das Haus noch so schmutzig von innen und außen sein, mag noch so viel Blut an seinen Wänden kleben, das Haus steht – es hat schon die schrecklichsten Orkane überstanden." Ein drittes Gesetz großräumiger Ebenen kommt damit zur Geltung: Die Weite birgt staatenbildende Kraft in sich, sofern eine feste zentrale Macht mit eisernem Willen und vorbehaltslos den Großraum zusammenschließt. Es ist, als ob ständige Wellen von einem Mittelpunkt ausstrahlen, die sich bis in die entferntesten Teile des Raumes fortsetzen und von dort zurückstrahlen. Nimmt aber die Kraft dieser Zentralgewalt ab oder verschwindet sie – so zerfällt das Reich und die Gesetze von Ansaugung anderer Kräfte und des Pendelns in den Großräumen gewinnen wieder die Oberherrschaft. Das Riesenreich Rußland wird und kann nur bestehen, wenn es von einer konsequenten zentralen Macht ohne Nachgiebigkeit und mit der gebotenen Härte und Rücksichtslosigkeit gesteuert wird. Die Natur schenkt die Herrschaft über sich nur dem kämpfenden Menschen – das gilt zuallermeist für die großen natürlichen Räume auf der Erde. Der russische Despot der Nachtatarenzeit kannte dies, das Volk erfühlte es, die Kirche predigte es und damit war der Moskowiterstaat zukunftsträchtig, der Pflüger aber ackerte seine Furchen für die Saat auf dem Rücken seines Volkes.

Das Großfürstentum Moskau umschloß um die 16. Jahrhundertwende die Stromgebiete der oberen Wolga und Oka, die Wologda mit dem Quellgebiet der oberen Dwina, den Suchenaraum. Der Zentralraum gehörte dem Laubwaldgürtel an, ein nordwestlicher Zipfel ging in Richtung Onegasee in das Nadelwaldgebiet, ein südlicher zum Steppengebiet am oberen Don. Mit Recht bezeichnet man diesen Raum als die Herzlandschaft der gesamten russischen Tafel. Als Wasserscheidengebiet zwischen Ostsee und Schwarzem Meere, Eismeer und Kaspischem Meer ist es Endpunkt und Ausgangspunkt zugleich. Trotz seiner für den russischen Formenschatz stärker bewegten Oberfläche, die in den Walddaibögen der baltischen Endmoräne bis zu 320 m ansteigt, zeigt es keine ausgesprochene Kammerung in Einzellandschaften und behält so die Durchgängigkeit, wie sie der russischen Landschaft entspricht. Dadurch erhält der Moskauer Raum eine

Scheitelstellung für die radial von dort ausgehenden Flüsse und Handelsstraßen und eine beherrschende Mittellage zwischen Taiga, Laubwald- und Lößgebiet, zwischen offenen Ackerbau- und Weidelandschaften und geschlossenen, siedlungsfeindlichen Nadelwald- und Moorgebieten, eine einzigartige Stellung zwischen Septentrio und Meridies, Orient und Occident. In der Bevölkerungsbewegung bildete er eine Art ruhender Pol in der Erscheinungen Flucht mit einer mehr bodenständigen Bevölkerung, wenn auch Bauernwanderungen innerhalb dieses Raumes nicht abrissen. Ohne allen natürlichen Grenzschutz, ohne jede Abgeschlossenheit, mit offenen Toren nach allen Himmelsrichtungen, ohne scheidende kulturelle Grenzsäume war es ein Raum, dem man als politisches Gebilde kaum einen längeren Bestand prophezeit hätte. Hier entfaltet nun das „kleine" Volk der „Groß"russen eine Lebenskraft, die in der Geschichte ihresgleichen sucht. Seine Tore hielt es offensiv geöffnet, verteidigte sich gegen Litauer und umherschweifende Nomadenvölker in der Offensive und griff bald selbst in andere Gebiete über, zuerst nach dem benachbarten Nowgorod und zur mittleren Wolga. Den divergierenden Einflüssen von außen bleibt es geöffnet. Im Laufe der Geschichte kann es sich diesen nicht verschließen, im Gegenteil, einmal wird die eine Seite, einmal die andere Seite stärker herangezogen, ohne daß das großrussische Volk sich seiner Eigenart begeben hätte. Dabei fehlt eine ausgesprochen reine großrussische Kultur, die werbende Kraft ausstrahlte. Ja die Nachbarvölker besaßen sogar ältere und gefestigtere Kulturen. Etwas mystisch anmutend „Paradoxes" liegt über diesem Stehaufmann von Volk. „Was anderen Staaten zum Fluch gereicht haben würde, schlägt letzten Endes dem großrussischen Reich immer wieder zum Heile aus."

Wie konnte der Moskowiterstaat so fest gefügt sein und wie konnte er sich in dieser Lage behaupten? Drei wichtige Faktoren scheinen hier ausschlaggebend zu sein. Der erste ist die *orthodoxe Kirche,* die, wie schon eben erwähnt, zuerst das Russentum auffängt, den Nationalstolz predigt und in das Gewissen hämmert und sich in seiner Gesamtheit den anderen religiösen Gemeinschaften gegenüber weit überlegen zeigt. Der Fall Konstantinopels und die Besitzergreifung der Hagia Sophia durch die Türken 1453 sollte die Stellung der russischen Kirche schnell ändern. Das religiöse Oberhaupt in Ostrom, zu dessen Patriarchat sie gehörte, existierte nicht mehr, der Schwerpunkt der griechisch-katholischen Kirche verlagerte sich mehr und mehr nach Rußland. Mit der Errichtung eines eigenen Patriarchates in Moskau 1589 war diese Entwicklung zugunsten der russischen Kirche ab-

geschlossen. Iwan III. hatte sich mit Sophia, einer Nichte des letzten oströmischen Kaisers, vermählt. Er nahm es zum Anlaß, sich zum Erbe der oströmischen Sendung zu erklären und schwingt sich zum Selbstherrscher, zum Zaren auf. Als Nachfolger des griechischen Kaisers fühlte er sich als Gottes Stellvertreter auf Erden mit einer deshalb uneingeschränkten Macht. Die Wechselwirkungen zwischen Zar und Kirche waren einzigartig. Während im Abendland territoriale und geistliche Gewalt sich durch die Jahrhunderte befehdeten und damit ihre Kraft vergeudeten, warf man sich hier die Bälle zu. Iwan IV. behauptete, daß Andreas, der Apostel des Herrn, selbst das Christentum nach Rußland gebracht habe und dem Lande die christliche Mission übertragen habe. Die russische Kirche fühlte sich alsbald als die allein rechtgläubige auf Erden, als einzig gültige, geoffenbarte Religion, die dementsprechend intolerant sein muß. Sie war in diesem Dogma erstarrt. Es fehlte ihr, wie K. Nötzel aufzeigt, ein philosophischer Einschlag, der aristotelische Unterbau, es fehlte an der philosophischen Schulung seiner Priester, weshalb keine neuen Glaubensaspekte gewonnen werden konnten. Trotz alledem war die Kirche im Volke populär, denn sie gab dem sklavisch Unterdrückten, dem gläubigen russischen Menschen ein Überlegenheitsgefühl vor allen anderen Nichtgläubigen, sie verstärkte die Auffassung von einer in Brüderlichkeit geeinten Menschheit als Mission des russischen Volkes, eine Vorstellung, die in jede russische Seele hineingelegt wurde. Teleologisches Ziel der russischen Kirche aber war die Erlösung der gesamten Menschheit durch das Russentum – die Erlöserberufung ging damit vom Herrn und Heiland auf die einzelnen Mitglieder des russischen Volkes über, die in Duldung und Leid zusammengebeugt waren.

Der zweite Faktor aber war der *Zwang*, der Zwang des Herrschers, unter den sich alles beugen mußte. Alle stehen unter dem gleichen Gesetz, Bojar und Bauer, Heerführer und Krieger, Pope und Mönch. Die Selbsterhaltung des Staates erforderte dies. Feinde ringsum – angesicht der beständigen Bedrohung müssen alle Kräfte materieller, politischer, religiöser Art mobil gemacht werden, alle Widerstände hinweggefegt werden. Jede Weichheit, jedes Nachgeben hätte an den Rand des Verderbens geführt. Lebensnotwendig wurde ein stehendes, gut ausgerüstetes Heer. Zu seiner Erhaltung bedurfte es einer hohen Belastung des Volkes, einer enorm hohen Bodensteuer, die dem Tatarentribut nicht nachstand. Nach Tatarenmuster waren die Bojarenbezirke verantwortlich für die Entrichtung der kollektiven Abgaben. Der Zwang trat in einer so brutalen Härte auf, daß er letzten

Endes eine ästhetische Wirkung auslöste. Das Gesetz hieß: Konsequente Härte, und ein jeder fühlte, daß es das einzig Mögliche war, sich freiwillig unter dieses zu beugen. Das ging und geht auch noch heute so weit, daß man von einer natürlichen Gewöhnung an den Zwang sprechen muß. – Nachdem das Reich gesichert war, ging man zur Expansion über, und da diese von den Glacislandschaften zu den ferneren Räumen konsequent fortgeführt wurde, brauchte man nach wie vor Heer und Mittel – der Zar hatte sich daran gewöhnt, Herr des Nationalvermögens zu sein, es war sein unveräußerliches Recht. Diese Situation gebar den absoluten Herrscher, den Despoten schlechthin. Die gesamte kulturell-geistige Entwicklung Rußlands aber steht im Zusammenhang mit dem Zwangsgeist, der etwas A-priori-haftes in sich trägt.

Ein dritter Faktor liegt in dem Element, das dem russischen Volke die Kraft gab, seine Bürde zu tragen, das maßlos Geforderte zu erfüllen und sein Schicksalslos mit allen anderen brüderlich zu teilen. In dem russischen Volke brannte und brennt eine sich nicht verzehrende Glut, die noch bis zum heutigen Tage anhält und schwelt. Sie erhält ihre Nahrung aus dem unerschöpflichen Gut der *Volksseele*. Der Russe spricht vom Abendländer schlechthin, von dem Charakter des Engländers, von der Art des Franzosen usw., im Grunde sieht er sie nach Habitus und Lebensart viel mehr als eine Gemeinschaft als die Westeuropäer selbst; in bezug auf sein eigenes Ich spricht er von der „Volksseele" des russischen Menschen". Es ist für ihn ein fester Begriff, mit dem er sich deutlich vom Abendland absetzt. Verstandesmäßig kann er und will er nicht gefaßt werden. Bei hoch und niedrig, arm und reich, gelehrt und ungelehrt ist sie eine treibende Kraft, Maßstab und Gewissen. Jedes Anzweifeln derselben ist schwere Versündigung gegen den heiligen russischen Geist. Sie wuchs mit der Ausbreitung des Reiches und wurde mit Aufnahme unzähliger anderer Völker mannigfaltiger, ohne eine andere Schwingung oder Färbung anzunehmen oder zu verflachen. Sie schwingt auch im bolschewistischen Rußland mit gleicher Frequenz, warm und menschlich, demütig und entsagend, ungeduldig duldend und duldend ungedulig, klagend und anklagend, tolerant und intolerant, hoffnungslos hoffnungsvoll, großzügig und leidenschaftlich, im Geläute der Auferstehungsglocken – wer mag es zu ergründen? Doch im gleichen Takt mit dem Pendel schwingen Radischtschew und Shukowskij, Boratynskij und Lermontow, Gorkij und Boris Pasternak.

V

Mit der Konsolidierung des Großrussischen Reiches setzt eine kräftige Expansion mit Hauptstößen nach Nordost, Ost und Südost ein. Am Ende der Regierungszeit Iwans IV. 1584 umfaßt das Reich die Lande zwischen Ladoga–Nördl. Eismeer im Norden und Kaspisee im Süden, zwischen Ob-Irtysch im Osten und einer Linie Narwa–Peipus–Smolensk–Charkow–Nordterekgebiet im Westen und Südwesten. Bereits unter Iwan III. wurde ein Fenster zur Ostsee durch die Gründung Iwangorods an der Mündung der Narwa in den Finnischen Meerbusen geöffnet, eine erste Etappe zur Ostsee, die zunächst defensiven Charakter trug. Damit aber war der Gegensatz zu der damals herrschenden Ostseemacht Schweden heraufbeschworen. Die wechselvollen Kämpfe währten bis zum Jahre 1809 und endeten mit einer völligen Abdrängung Schwedens von der Ostseite der Ostseegestade. Unter den Romanows war es vor allem Peter I., der mit aller Macht zum Meere strebte. Auf sein Geheiß wendet sich Rußland zugleich dem Westen zu. Im Zusammenhang mit der Übernahme europäischer Produkte und Einrichtungen konnte auch ein stärkeres Eindringen europäischen Geistes und von Trägern westeuropäischer Intelligenz nicht ausbleiben. Durch Zugewinnung der baltischen Länder im Laufe des 18. Jahrhunderts sollte diese Entwicklung entscheidend beeinflußt werden, denn mit dieser wurde eine führende deutsche Herrenschicht, eine hervorragende intelligente deutsche Bürgerschaft und ein Hauch echter Stadtkultur dem russischen Volkskörper zugeführt, deren sich das Zarentum zu bedienen wußte. Bereits unter Peter dem Großen führt dies zu ersten Rückwirkungen auf den Westen, in dessen Geschicke Rußland nunmehr mehrfach handelnd eingreifen kann. Ein Paradebeispiel für die Auswirkung aller auf den Zaren einströmenden und noch mehr von dem Zaren ausgehenden Impulsen ist die Gründung Petersburgs im Jahre 1703. Sie war die despotische Fürstengründung schlechthin. Die Stadt wurde auf denkbar ungünstigem Gelände in das Delta der Newa hineingebaut, in einem sumpfigen, von Überschwemmungen heimgesuchten Gebiet. Mit Recht bezeichnet man Petersburg als die Stadt, die auf Menschengebein aufgebaut ist. Schon die mühsamen Pfahlbauten – Petersburg steht auf mehr Pfählen als Venedig – und die Anlage der Peter-Pauls-Festung forderten riesige Menschenopfer, die Kosten waren enorm. Nur eine unbegrenzte Macht, getrieben von einer unbarmherzigen Beschlußkraft, konnte aller Schwierigkeiten Herr werden. Weder in ihrem Plan noch in ihrem Aufriß zeigte sie russisches Gepräge, aber die Handelslage war hervorragend, zumal bereits 1710 der

Hafen durch ein Kanalsystem mit der oberen Wolga verbunden war. Durch zwangsweise Ansiedlungen und durch Verlegung des Regierungssitzes von Moskau nach der Neugründung entwickelte sich die Stadt in geradezu neusowjetischem Tempo und besaß beim Tode Peters 1725 fast 80 000 Einwohner. Es war ein gewagtes Spiel, eine derartige Umplazierung des Regierungssitzes vorzunehmen. Daß die Zentralkraft trotzdem gewahrt blieb, war mehreren Umständen zu danken. Der Patriarch verblieb in Moskau und damit auch die geistige russische Zentrale. Ein zweiter Grund dafür lag in der von Peter allerdings kaum so vorberechneten Tatsache, daß sich Rußland mit diesem Fußfassen an der See, an einem Nebenmeer, dessen Ausgänge in Rußland-feindlichen Händen lagen, begnügen mußte. Für die Zentralmacht hätte es eine übergroße Anspannung, wahrscheinlich ein Zerreißen bedeutet, wenn Rußlands Betätigungsfeld nicht nur am Meer, sondern auch über dem Meere gelegen haben würde, wo es in völlig andere Verhältnisse fremder Räume mit mißgünstigen Mächten ringsum verstrickt worden wäre. Der oft zitierte Satz: „Rußland will das Meer, aber das Meer will nun einmal Rußland nicht" unterstreicht die geopolitische These, daß eine ausgesprochene Landmachtstellung von kontinentalem Charakter nicht mit weitgespannter Seemachtstellung zu vereinen ist. (Es war ein Zeichen von großer innenpolitischer Einsicht und weitblickendem außenpolitischem Fingerspitzengefühl, daß Rußland in seiner politisch angespanntesten Zeit, als es mehr denn je in seiner Geschichte um Sein oder Nichtsein ging, bei der Machtübernahme durch die Bolschewisten, den Regierungssitz von Petersburg/Leningrad wieder nach Moskau zurückverlegte, womit man gleichzeitig der russischen Kirche Schach bieten konnte.) Ein dritter Grund lag im Wesen des russischen Volkes selbst. Es fühlte sich nicht als Seenation und war viel zu fest im Boden verankert – seine Wunschträume kreisten noch immer um Boden, Landzuwachs, der Schrei nach „Zemlja" hat seine ganze Volksgeschichte beherrscht. So ist es auch zu erklären, daß der politisch-geographisch wie geschichtlich so perspektivenreiche Vorgang der sibirischen Kolonisation nicht unmittelbar vom Zarentum, sondern von einem alten, Nowgorod entstammenden, vermögenden Kaufmannsgeschlecht ausging, von den Stroganows. Diese verdingten sich ein paar Tausend Kosaken unter ihrem Ataman Jermak mit der Aufgabe, ihren Pelzhandel im Uralraum zu sichern. Aus der Defensive wurde bald eine, nun auch vom Zaren Iwan IV. sanktionierte, einzigartige Offensive. Das Tatarenreich östlich des Urals bis zum Ob wurde erobert, der Khan in Sibir vom Thron gestürzt und das Land von den Stroganows

dem Zaren unterstellt. Auf dem Rücken ihrer Pferde eroberten die Kosaken im Laufe von acht Dezennien große Teile Sibiriens. Ihr Vordringen war bei aller Kühnheit gut vorausbedacht und erinnert etwas an römische Eroberungsstrategie. Jeweils in dem neueroberten Gebiet wurden Ostrogi, befestigte Plätze angelegt, die Versorgungs-, Nachschubs- und Ausgangspunkt für weitere Unternehmungen waren. So entstand 1587 Tobolsk am Irtysch, 1604 Tomsk am oberen Ob, 1619 Jenisseisk am gleichnamigen Strom, 1632 Jakutsk an der Lena und 1640 Ochotsk an dem nach ihm benannten Randmeer des Pazifischen Ozeans. Mit diesen raschen Stößen aber allein war es nicht getan – eine planmäßigere Durchdringung des Riesenraumes mußte einsetzen, und diese zwang den Herrscher aller Reußen dazu, sein Gesicht wieder stärker nach dem Osten zu wenden. Die von Peter dem Großen zwangsweise vorgenommene Europäisierung wurde damit nicht aufgehoben, ebensowenig der nun einmal eingeleitete Drang zum Meere, aber doch wesentlich abgeschwächt. Die Landkolonisation als solche aber war die gefundene Aufgabe für das Volk, für seinen so tief verwurzelten Wandertrieb. Steuervergünstigungen für die Bauern, Freigabe von Leibeigenen, später auch größere Beihilfen für auswandernde ganze Mirgemeinschaften waren friedliche Maßnahmen, um den Riesenraum großrussisch zu durchsetzen. Eine Kulmination der Emigrantenzahl wurde im Jahre 1911 verzeichnet, als 3,4 Millionen nach Sibirien auswanderten. – Das immerhin durch Jahrhunderte währende Ringen, das ewige Geplänkel mit den asiatischen Stämmen, die keineswegs alle Eindringlinge freudig begrüßten, hat seinen Niederschlag in der Volksseele, besonders in einer Frucht derselben, im russischen Volkslied gefunden. Bis ins Kinderlied dringt die Kampfbereitschaft und das sich Wehrenmüssen, besonders in den Grenzregionen der Kosaken, so wie es in dem Wiegenlied der Terekkosaken aufklingt und von Michail Lemontow, diesem feinsinnigsten der Romantiker, der zutiefst aus dem russischen Volkslied schöpft, in dichterische Form gegossen wurde:

„Schlaf', mein liebes Herzenssöhnchen, Bajoschki baju,
Klar der Mond am Himmel leuchtet, wiegt dich ein zur Ruh!
Zornbewegte Wellen schlagen an des Tereks hohen Strand,
Tückisch der Tscherkesse lauert mit dem Dolch zur Hand!
Doch dein Vater, stark und mutig, wacht für deine Ruh,
Schützt uns, schlaf getrost, mein Liebling, Bajoschki baju!"

(Freie Übersetzung)

Kiew. Blick in das Hauptschiff der Sophienkathedrale (1020–1037).

Heereszüge, Landgewinnungen, Defensiv- und Offensivkriege, Kolonisation überdeckten die innenpolitischen Verhältnisse. Das Volk mußte in Atem gehalten werden, um über die oft zum Himmel schreienden sozialen Verhältnisse hinweggetäuscht zu werden. Zar und Kirche gelang es immer wieder, die Massen für außenpolitische bzw. für besondere russische Aufgaben zu begeistern und sie ihrer Sendung bewußt zu machen. Sibirien aber war ein Geschenk des Himmels für den Despoten, um unbequeme Elemente dorthin zu verbannen, gar noch mit der Geste eines humanen, vaterländischen Anstriches. Die Aufsässigen hatten ihren Kopf verwirkt, wurden aber begnadigt und zu kolonisatorischer Arbeit für Zar und Reich verschickt. Indessen ließen sich auf die Dauer nicht alle Gewaltmaßnahmen totschweigen. Die Taten Iwans des Schrecklichen, der im Blutrausch den russischen Geburtsadel, das gegen ihn aufsässige Bojarentum, fast vernichtete, der die unschuldige Nowgoroder Bevölkerung abschlachten ließ, der im Affekt seinen eigenen Sohn erschlug, erweckten eine Gärung im Volke, die nicht mehr zur Ruhe kommen sollte. Aber eine eigentliche Führerschicht im Volk fehlte; der alte Adel war stark dezimiert, der Beamtenadel war völlig vom Despoten abhängig – das Bevölkerungsbild, die soziale Aufteilung blieb die gleiche: Großgrundbesitzer – Bauer – Leibeigener; sie änderte sich bis ins 19. Jahrhundert hinein wenig – neuen Ideen gegenüber zeigten sich diese Bevölkerungsgruppen schwerfällig. Besonders in diesem Zusammenhang machte sich das Fehlen einer machtvollen Stadtbürgerschaft, das Fehlen einer alten Stadtkultur bemerkbar. Wer sollte Wortführer der Versklavten sein? Das im 18. und 19. Jahrhundert heranwachsende Künstlertum sympathisierte zwar stark mit der arbeitenden, unterdrückten Klasse, kam aber über einen Ausdruck des Mitleids und des Mitleidens selten hinaus; wenig kann man aus ihren Werken das Grollen eines heiligen, sozialen Zornes herausspüren. Sie waren geknebelt durch ein System der Zensur, die im 19. Jahrhundert fast groteske Formen annehmen sollte.

Künstler – Dichter – Denker – Freigeist – Zensur und Verbannung wurden geradezu feststehende Begriffe. Die edle Kunst der Ikonenmalerei, die besonders in den russischen Klöstern eine Heimstätte hatte, war nicht russischen, sondern byzanitinischen Ursprungs. Sie zeugte von echter Religiosität, die im russischen Menschen starken Widerhall fand; mit ihrem erbauenden Charakter, mit dem Hinweis auf paradiesische Ruhe und jenseitige Verklärung sprach sie zur russischen Volksseele und gab ihr göttliche Tröstung; es war nicht ihre Aufgabe, in tyrannos zu pre-

digen. Immerhin fehlte es nicht gänzlich an künstlerischen Werken, die in die soziale russische Welt hineinleuchteten. Hier sei nur, da am bekanntesten, Ilja Repin genannt, der durch den Malerpinsel etwas ungeschminkter zum Volke sprach. In seinem Bild: „Iwan der Schreckliche, seinen Sohn tötend", kommen starke Seiten russischer Leidenschaft und Auffassung heraus. Man sieht auf dem Bilde den halb zu Tode erschreckten, vom Wahn erfaßten Alten vor sich, der in hitziger Übereilung dem Sohn, den er liebte, mit seinem silberbeschlagenen Herrscherstab den Todesschlag versetzte, und man schaut in das leichenblasse Gesicht des Sohnes, das Märtyrerzüge trägt. Etwas Unheimliches, ein erschütterndes Fragen, eine stumme Angst in dem Unerwartenden tritt uns auf dem Bilde: „Unerwartete Heimkehr aus der Verbannung" entgegen – abgerissen, elend, scheu, mit einer fast kreatürlichen Furcht steht der heimgekehrte Familienvater plötzlich da – den Seinen verschlägt es vor Schreck die Sprache. Durch das Zimmer zittert eine panische Furcht vor dem, der den Gatten, den Vater, den Hausherrn in Banden schlug. – Fast noch eindringlicher spricht das Bild: „Junges Mädchen" zu uns. Im zerschlissenen, zusammengeflickten Gewand, mit zerarbeiteten Händen, mit demütig vorgeneigtem Gesicht, mit den Linien der Jugend, fessellos gefesselt, gezeichnet von niederdrückendem Untertanengeist, steht es vor uns, nicht Kind, nicht Jungfrau, nicht eigenes Wesen, und doch ein Kind der Schöpfung, wissend um das Leid mit tiefer Sehnsucht nach Leben, ein Menschenkind, das niemanden anklagt und doch uns alle uns schuldig fühlen läßt. Tolstois „reuiger Edelmann" schlägt sich an die Brust.

VII

Je mehr die Volksstimme sich geltend machte, je mehr auch durch westeuropäische Aufklärung beeinflußtes Freidenkertum um sich griff, um so mehr wurde das Zarentum in seinen Absolutismus hineingedrängt. Die Zaren des 19. Jahrhundert, für die das „Väterchen sein" keine Fiktion war und die voll gutem Willen und mit hochfliegenden Plänen und Idealen ihre Regierung antraten, wurden immer wieder nolens volens in die Lage des Wählenmüssens zwischen Terror der Massen und eigenem Terror hineingedrängt; um ihrer Selbstbehauptung willen und um den Thron zu schützen, bedurfte es eines riesigen Polizeiapparates mit gut ausgebautem Spitzelsystem, mit Überwachungsorganen auf allen Gebieten und mit einem Zensursystem, das ins graue Mittelalter zurückversetzte. Jedwede Reform war nur immer eine halbe Sache – noch nie aber hatte Rußland in seiner Geschichte Halbheiten verkraften können, alles geschah und ge-

schieht von der Warägerzeit bis zur unmittelbaren Gegenwart aus und mit unerbittlichem Zwang in einer Ganzheit, sonst hat es für Rußland keine Dauergültigkeit. Die Fünfjahrespläne – vom Ausland oft kopfschüttelnd betrachtet – wurden und werden mit hartem Druck und Zwang durchgeführt, es ist *die* Form, die für das russische Volk vielleicht nicht die einzig mögliche, aber die effektivste zu sein scheint. Die rasch vorgetriebene gesamte Wissenschaft arbeitet unter bestimmtem Zwang und Druck, wobei hiermit nicht gesagt ist, daß der einzelne Forscher in seiner Arbeit geknebelt sei, im Gegenteil, es stehen ihm alle Mittel zur Verfügung, aber das Resultat ist vorgeschrieben, und wehe dem Verantwortlichen, wenn er es nicht erreicht. Auf diese Weise entstehen große Dinge positiver und negativer Art in Rußland, an denen die Menschheit nicht vorbeisehen kann.

Was für den Despotismus gilt, gilt auch für die russische Kirche. Einmal in das Fahrwasser einer geistigen Machtausübung gekommen, mußte es in dieser konsequent verharren. Sie führte über eine allrussische Politik zu einer allslawischen Zusammenfassung und einer religiösen und damit auch mehr oder weniger politischen Führung der gesamten slawischen Welt. Im Schoße der allein seligmachenden Kirche wurde der Panslawismus geboren, der starke geistige und vor allem nationale Strömungen auslöste. Welchen Rückhalt diese Ideologie auch den West- und Südslawen gab, hat das Geschehen im 20. Jahrhundert bewiesen. Polen, einst ein festes Glied der katholischen Kirche und vom Papst selbst als sein liebstes Kind bezeichnet, wurde so stark von allslawischen, religiösen und politischen Gedanken erfaßt, daß religiöse Führer ihrem Volke erklären konnten: „Die Mutter Gottes sei polnischer bzw. slawischer Zunge." Die wahrhaft gläubige orthodoxe Kirche mit ihrer tief religiösen Versenkung in das Antlitz Gottes hatte nichts mit diesen äußeren Dingen gemein, sie konnte aber immer weniger im eigenen Lande führendes Schöpfertum ausstrahlen und mußte daher diese ihre wichtigste Aufgabe an den Athos abgeben. Der Panslawismus aber wurde in Rußland zum führenden Staatsgedanken, zu einer inneren Mission – er war stärker als das Zarentum, das manchmal gegen seinen Willen mitgerissen wurde. Erste wichtige Zielsetzung war es, die, wie oben angedeutet, von Gott gegebene slawische Sprache, das hieß also die großrussische Sprache, über das gesamte russische Reich herrschen zu lassen. Vom Kap Tscheljuskin bis zu den mongolischen Randbergen, von dem Pazifik bis zur Memel wurde Russisch die Hauptsprache; die führende Literatur, die Gesetzsprechung, das Militär, die gesamte Maschinenzivilisation, die Verkehrssprache bedienten sich des Großrussi-

schen. Sie will auch weiter nach Südosten in die Mongolei und nach Westen bis zur Elbe-Saale-Werra-Linie vordringen. Der Welterlösungsgedanke der russischen Kirche und des Volkes aber führte weit über das slawische Volkstum hinaus. Eine logisch bedingte Vorstufe dafür war die Entnationalisierung aller Völker – mit Ausnahme des Großrussischen. Tolstoi, Dostojewskij, Solowjeff können sich eine Erlösung der Menschheit nur vermittels Durchgang durch das Russentum vorstellen. „Kein russischer Welterlöser kennt einen anderen Weg, sei es der Mönch oder der panslawistische Agitator, der terroristische Sozialrevolutionär oder der nihilistische Anarchist." Solowjeff (gest. 1904) prophezeit für die europäisch-vorderasiatische Welt die große Vereinigung und den letzten Entscheidungskampf unter russischer Führung gegen die großen Völker Ostasiens. – Dem Despotismus und jedem Eiferer gab damit aber auch die Kirche ein innenpolitisch anzuwendendes Instrument in die Hand. Es war leicht, einen Mißbeliebigen anzuklagen, daß er sich der russischen Sendung entgegenstemme, was zu schlimmen Folgen führen konnte. Aber auch nach außen gesehen verstrickte sich in russischen Augen das Abendland in Sünde und Schuld, wenn es diese Mission nicht anerkannte. Für den einfachen Mann im Volke wurde das Abendland eine feindliche Macht katexochen, was zu einer zumeist unbewußten Ablehnung desselben und zu verzerrten Vorstellungen führte. Es verwundert niemand, wenn Dostojewskij in seinen „Brüdern Karamasow" einem Schulbuben wie ein Blitz aus heiterem Himmel das Wort in den Mund legt: „Die Deutschen (gemeint sind die Westeuropäer überhaupt) müssen auf alle Fälle alle gehenkt werden. Zugegeben, sie sind gute Wissenschaftler, aber sie sollen doch gehenkt werden!" Zwar wird der Ausruf von Alosja als etwas Ungereimtes hingestellt, er beleuchtet aber doch eine gewisse im Volke bestehende naive Geisteshaltung.

VIII

Rußland hat nicht in dem Maße die vorletzte Entwicklungsstufe der gesellschaftlichen Entwicklung durchexerziert, wie es den Forderungen des Diamats entsprechen würde. Nach bolschewistischer Lehre war die erste menschliche Gesellschaft eine „Urgemeinschaft", in der es kein privates, sondern nur gesellschaftliches Eigentum und keine Klassen gab. Mit dem Übergang zur zweiten Stufe, auf der sich der Umschwung von der Sammel- und Jägerwirtschaft zu Ackerbau, Viehzucht und Handwerk vollzieht, werden Produktionsmittel und auch Menschen Privateigentum, die Gesellschaft teilt sich in Sklavenhalter und Sklaven. Aus dieser Gesellschaftsordnung geht die dritte Stufe, der

Feudalismus, hervor, der das Volk in Feudalherren und Leibeigene gliedert. Das Privateigentum der Produktionsmittel usw. bleibt bestehen, die Eigentumsansprüche über den Menschen differenzieren sich. Nächste Stufe bildet der Kapitalismus, der in seiner staatlich-politischen Endentwicklung zum Imperialismus, in seiner industriell-wirtschaftlichen Entwicklung in der Trustbildung gipfelt. Das Privateigentum bezieht sich hier nur noch auf die Produktionsmittel, den Patrizier ersetzt der Kapitalist, den Plebejer der Proletarier. Das bolschewistische Lehrgebäude wird vom Sozialismus gekrönt, dessen Produktionsinstrument eine staatliche Planwirtschaft sein soll, die ein gesellschaftliches, sprich Staats-Eigentum aller Produktionsmittel zur Voraussetzung hat. Der Privatbesitz ist abgeschafft, das Volk nicht mehr in Klassen gespalten. — Es fehlt also im Gegensatz zum Abendland die volle Durchentwicklung des kapitalistischen Systems. Bei der Machtübernahme durch den Bolschewismus ermangelte es daher einer Mehrheit von Proletariern. Der proletarische Vorhof mußte erst geschaffen werden, um die Lehren des dialektischen Materialismus lebendig gestalten zu können. Dies geschah durch einen Ausbau von Bergbau und Industrie innerhalb weniger Jahrzehnte, der wohl einmalig zu nennen und noch keineswegs zum Abschluß gekommen ist. Hand in Hand damit ging ein gewaltiges Anwachsen bereits vorhandener und Anlage von neuen Städten oder größeren Bevölkerungsagglomerationen vor sich. Unmittelbar nach dem ersten Weltkrieg hatten sich die Städte entvölkert, 1920 wohnten in 16 Großstädten nur 4,7 Millionen Einwohner. Danach aber setzt ein unaufhörliches Rückfluten ein; neben der armseligen Bauernhütte in der Taiga oder Steppe schießen plötzlich gigantische Industrieanlagen aus dem Boden auf, Städte fallen gleichsam in vollendeter Form vom Himmel, und die Massen wandern. In keinem Lande der Welt haben die Abwanderungen von Land zu Stadt solche Dimensionen angenommen wie im Sowjetstaat. Von 1925 bis zur Einbeziehung Rußlands in den zweiten Weltkrieg wanderten fast 20 Millionen vom Lande zu den Städten, während auf dem Lande der Boden verstaatlicht, Einzelbauer- und Mirwirtschaften in Kolchosen umgewandelt wurden. Diese Bewegung überflügelt rasch die sibirische Ostkolonisation und saugt diese gewissermaßen mit auf. Sibirien hat damit aufgehört, weiterhin ein Kolonistenland zu sein. Zugleich verschiebt sich der Bevölkerungsschwerpunkt von Westen nach Osten. Lag dieser im ausgehenden 19. Jahrhundert zwischen Don und Wolga, so wanderte er zu Beginn des 20. Jahrhunderts auf die andere Seite der Wolga, wanderte weiter zum Süduralraum und liegt heute zu beiden

Kiew. Neubau eines Verwaltungsgebäudes 1939.

Seiten des Mittel- und Süduralgebietes, zeigt aber weitere Wanderungstendenzen nach Osten. Das Sowjetreich konzentriert seine Bevölkerung in den Gebieten, die sich mit dem Vorkommen der Bodenreichtümer decken bzw. in denen neue Bodenschätze aufgetan werden.

IX

Rückblickend auf eine tausendjährige russische Geschichte, die wir nur unter einem bestimmten Gesichtswinkel betrachten konnten, sehen wir, wie der russische Mensch von Anbeginn Einflüssen und Mächten ausgesetzt war, die ihn in Banden schlugen und sich zutiefst in seiner Seele einprägten.

Unter dem ungeheueren geistigen, wirtschaftlichen, religiösen und politischen Druck konnte eine tiefe Erlösungssehnsucht groß werden, ein Freiheitsdurst, eine Sehnsucht nach Sprengen aller Ketten. Der Bettler des Maxim Gorki hungert, er durchlebt alle körperlichen Qualen, er muß jeden Augenblick gewärtig sein, in die Hände der zaristischen Polizei zu fallen, aber dieser Bettler ist glücklich in seinem nihilistisch-anarchistischen Freiheitsgefühl, in einer souveränen Verachtung aller Kultur und Staatlichkeit, aller Verfolgung und Gewalt, in einem Freiheitsgefühl, das keine Schranken mehr kennt, der mit seinem Leben machen kann, was er will, es wegwerfen kann, wie ihm beliebt. Ihm gegenüber steht die gehorsame Untertanenseele, die es durch Generationen gelernt hat, sich dem Zwang, der Gewalt zu beugen und es gottergeben als Schicksal hinzunehmen. Aus der gequälten Seele geht der dritte Typ, der Büßer, hervor, der sich demütig an die Brust schlägt und sich mit der ganzen Menschheitsschuld belädt. Sein „Ich" soll vor der Gottheit verkleinert werden, denn nur das Leid und das große Leiden haben allein Sühnekraft auf Erden. Allen drei Gestalten ist die Erlöservorstellung gemeinsam, die sie erhebt und das Leben lebenswert gestaltet. Dadurch findet auch kein, im Schillerschen Sinne gesehener knechtischer Geist in seiner Seele Raum, und letzten Endes werden Haß und Leidenschaft durch Menschenliebe und Erlösung von dem Joch, unter das alle gemeinsam gebeugt sind, überwunden. Diese seelischen Elemente aber sind fest in der russischen Landschaft und im Urweben des russischen Volkes verankert:

> „Unsere Heimat stöhnt gefesselt, vergehend; leidenschaftslos geht das Zeitengesetz in Erfüllung. Von schwarzer Wolke bedeckt, von bitteren Zähren begossen, liegst du, mein gemartertes Land, strahlend im Scheine der Feuer, des Jammers gänzlich voll ist das heilige, russische Land."

„Unsagbar viel Menschenleid", sagt Karl Nötzel, „ist über die Erde Rußlands dahingegangen und schreitet noch immer über sie

hin." Und wie die Wolga weit ihre Wasser in die russische Steppe ergießt, so schwebt über dem Seelenland des russischen Volkes eine wehmütige Klage, es wird überdeckt von einem tiefen, tragischen Weh. Das russische Ohr vernimmt diese Klage, die den Grundton seines Daseins bildet und daher auch ihren starken Niederschlag in der russischen Musik gefunden hat. Herbstmelancholie und Wintertrotz wechseln dabei häufig und plötzlich in der Stimmung. Immer sieht man es, wie Flammen emporschießen, wie es Dostojewskij in seinen „Brüdern Karamasow" schildert mit einer wilden, bestialischen Brutalität des Vatermörders Smerdjakow und einer tiefen, echten Bruderliebe und Opferbereitschaft des Bruders Aljosja, mit der personifizierten Leidenschaftlichkeit und Selbstgerechtigkeit des Vaters und des ihm ähnlichen ältesten Sohnes, der doch von seiner Mutter her einen Hauch göttlichen Odems in sich trägt. Oder in Turgenjews „Väter und Söhne", wo auf einmal wahre Freundschaftsliebe Basarows zu Arkadij, die soeben als hohes Beispiel der Dioskuren hingestellt wurde, in einen urplötzlich auftretenden Haß bei Basarow umschlägt und seine Hand sich unwillkürlich strecken läßt, um den Freund zu erwürgen. Es berührt den Abendländer oft seltsam, wenn er bei den russischen Verfassern geradezu himmlische Worte einer Alliebe ausgesprochen findet, in dem kein anderes, geschweige denn ein negatives Gefühl Platz hat, und wenige Zeilen weiter erfahren wir staunend, daß „derselbe Autor immer noch hassen kann, und noch wie!" Diese Diskrepanz empfindet der Russe gar nicht so stark, jedenfalls weit weniger als der Nicht-Russe. Ebenso wie er plötzlich sein Innerstes in einer rücksichtslosen Weise entblößen kann und dann sich wieder in ein Schneckenhaus verkriecht und argwöhnisch darauf bedacht ist, daß man sein Seelenleben nicht angreift. — Wie die Steppe alles umschließt und zu einer einzigen Symphonie vereinigt, so vereinigen sich auch in der russischen Volksseele die divergierendsten Elemente und werden auf einen, den russischen Nenner gebracht. Dichtung und Wahrheit liegen dicht nebeneinander. „Er kann das Lügen nicht bleiben lassen", sagt Gogol von einem seiner typischen Volksvertreter, „das ist Gottes Wille." Die Gefahr für die russische Volksseele war es und ist es, daß in ihr alle Werte vereinsfähig gemacht werden können, ohne daß sich damit das russische Gewissen belastet. Dies ist es, was letzten Endes zum russischen Nihilismus geführt hat, der jede Werteskala verwarf, damit aber sein Wesen selbst unterhöhlte und daher von allen Ländern der Erde die stärkste Aufnahmefähigkeit für den dialektischen Materialismus zeigte.

Die Größe, Weichheit, Empfindsamkeit der russischen Seele aber

kann jeweils ein gewaltiges Instrument für den werden, der darauf zu spielen versteht – in ihr liegen dämonische Kräfte mit positiven und negativen Vorzeichen verborgen, die, wenn sie freigelassen werden, elementar durchbrechen, mit einer Stärke und Unduldsamkeit, die alles überrennt. Halbheiten, wie wir oben sagten, frommt diesem Volke nicht, es gibt immer nur ein „Aufs Ganze gehen", und dann rollt die Kugel in der vorgezeichneten Bahn. Wenn dabei der Kurs um 180 Grad gedreht wird, was hat es zu besagen – das Wesentliche ist, die Massen werden erneut in einer Form vereinigt und das nationale Russentum wird weiter gestärkt, das Nationalbewußtsein, das in einer solchen Tiefe in dem russischen „Ich"-Bewußtsein verankert ist, daß er den Begriff „Russe" von dem Begriff „Mensch" kaum zu trennen vermag. – Bei dem restlosen Zusammenbruch des Zarentums stand Rußland am Scheidewege nach zwei Hauptveranlagungen seines Volkes: Es konnte zu einer Neuerweckung seiner tief religiösen, von urchristlicher Auffassung durchleuchteten Gläubigkeit kommen und damit richtungweisend für die Welt werden und sie von Aberglauben, Heuchelei und Nächstenhaß erlösen, oder aber es konnte sich mit elementarer Kraft gegen die Gesellschaftsordnung der Welt stemmen und sie hinwegfegen; es konnte dem philosophischen Idealismus die Spitze bieten, der an Gottes schöpferische und erlösende Kraft glaubt, der lehrt, daß es noch etwas anderes als Materie gibt, der „dem Geist im Ganzen des Seins eine beherrschende Stellung zuweist" und konnte ihn mit Hilfe des dialektischen (Dialektik im Engels-Leninschen Sinne verstanden) Materialismus, der als letzte und einzige Wirklichkeit die Materie bestimmt, der jede Transzendenz ablehnt, der eine Wirklichkeit unabhängig vom Bewußtsein anerkennt, einfach absetzen. Eine neue Werteskala entsteht, die alles unter dem Gesichtswinkel der proletarischen, besser gesagt menschlichen Gemeinschaft sieht, in der keine Kastenschranken zwischen Mensch und Mensch (Genosse) aufgetan sind, in der nicht der Einzelne, sondern ein die Gemeinschaft verkörpernder gewählter Kreis Leben und Produktion im Innern, Kraftäußerungen nach außen bestimmt. In diesen Wertbegriffen ist das „Ich" ausgeschaltet – eine individuelle Freiheit, einen individuellen Frieden, eine persönliche Wahrheit, ein persönliches Gewissen, eine eigene Sittlichkeit gibt es nicht im abendländischen Sinne – sie verstehen sich nur als Sammelbegriffe für die Gemeinschaft. „Freiheit ist im bolschewistischen Sinne das Recht, gegen den Kapitalismus zu kämpfen, Frieden auf Erden und zu allen Menschen kommt nur auf Erden durch die revolutionäre Beseitigung des Kapitalismus und dessen Folgeerscheinungen, sittlich und mora-

Yalta. An der mit buntblühenden Blumenbeeten reich geschmückten Strandpromenade liegen Restaurants, Teestuben und Weinschänken.

lisch ist nur das, was zur Zerstörung der alten Welt beiträgt, zur Abschaffung der Ausbeutung und Armut, unmoralisch ist, was der Revolution im Wege steht" (teilweise nach W. Brökelschen). In seiner ganzen Stärke muß der Leninsche Bolschewismus als die Kraft einer geoffenbarten Religion angesehen werden, die die russische Mission des Welterlösertums übernommen hat. Das Abendland hat es lernen müssen, diese Kraft als vorhanden hinzunehmen und nicht mehr mit dem politischen Wunsch als Vater des Gedankens zu liebäugeln, daß dieses System sich einmal totlaufen würde – das kann es nicht, weil es mit zu starken elementaren Seelenkräften erfüllt ist trotz aller diktierten Hintansetzung von der Dreiheit: Leib, Seele und Geist.

Für das Abendland aber wäre es fatal, zu glauben, daß diese Kräfte auch ihm für seinen eigenen Bestand zugute kommen könnten – angesichts dieser Situation ist es grotesk, einen Amerikanismus dagegen ins Feld zu führen. Nur *neue Eigenkraft,* die ebenfalls stark aus dem Seelischen geboren werden muß, oder *Synthese* lautet für Westeuropa die Losung am Scheidewege.

Prof. Dr. JOSEPH WIESNER

DIE SKYTHEN

das älteste Reitervolk der Geschichte in der Welt des Alten Orients

Fliehet, Ihr Kinder Benjamin, . . . denn es geht daher ein Unglück von Mitternacht! So spricht der Herr: ‚Siehe, es wird ein Volk kommen von Mitternacht, und ein großes Volk wird sich erregen vom Ende der Erde, das Bogen und Lanze führt. Es ist grausam und ohne Barmherzigkeit. Sie brausen daher wie ein ungestümes Meer und reiten auf Rossen, gerüstet wie Kriegsleute wider Dich, Du Tochter Zion!‘

Jeremia 6, 1. 22/23.

Die ahnungsvollen Worte des Propheten *Jeremias,* die die erste Vision eines apokalyptischen Reitersturmes künden, beziehen sich auf den verheerenden Einbruch des skytischen Reitervolkes, das Ende des 8. Jahrhunderts v. Chr. die Kimmerier aus Südrußland über den Kaukasus vertrieb und auf der Verfolgung der Verjagten zu Beginn des 7. Jahrhunderts v. Chr. selbst nach Vorderasien gelangte. Das erregende Ereignis des ersten Reitersturmes in der Geschichte der Alten Welt hat auch in den *assyrischen Quellen* des 7. Jahrhunderts v. Chr. und in der Geschichtsschreibung des Griechen *Herodot* seinen Niederschlag gefunden, der im 5. Jahrhundert v. Chr. die Sitten des skythischen Volkes bei seinem Besuch der griechischen Küstenstädte am Nordufer des Schwarzen Meeres kennenlernte.

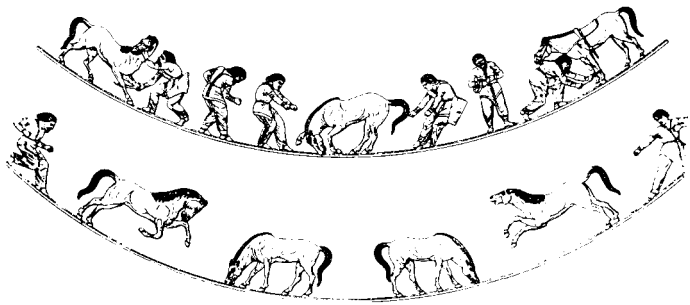


Abb. 1 Skythen bei der Pferdedressur. Schulterfries einer griechischen Elektronamphora aus Tschertomlyk. 4. Jahrhundert v. Chr.

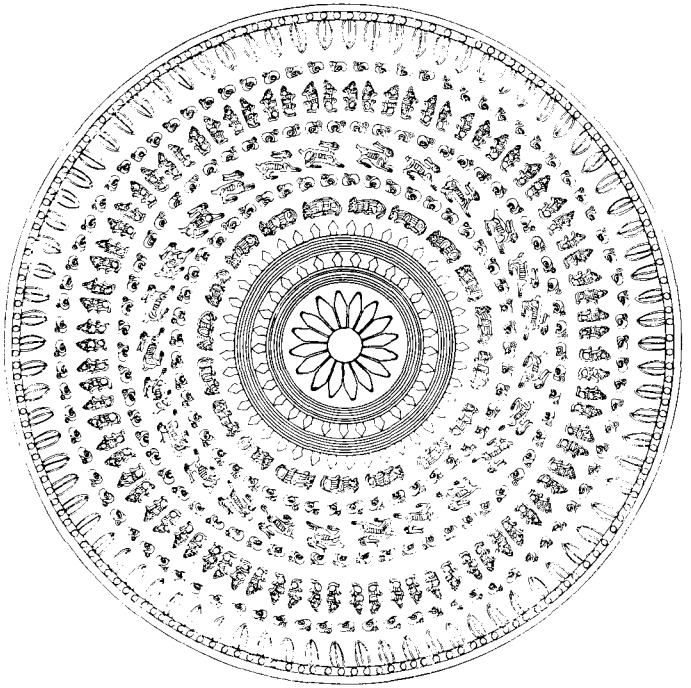
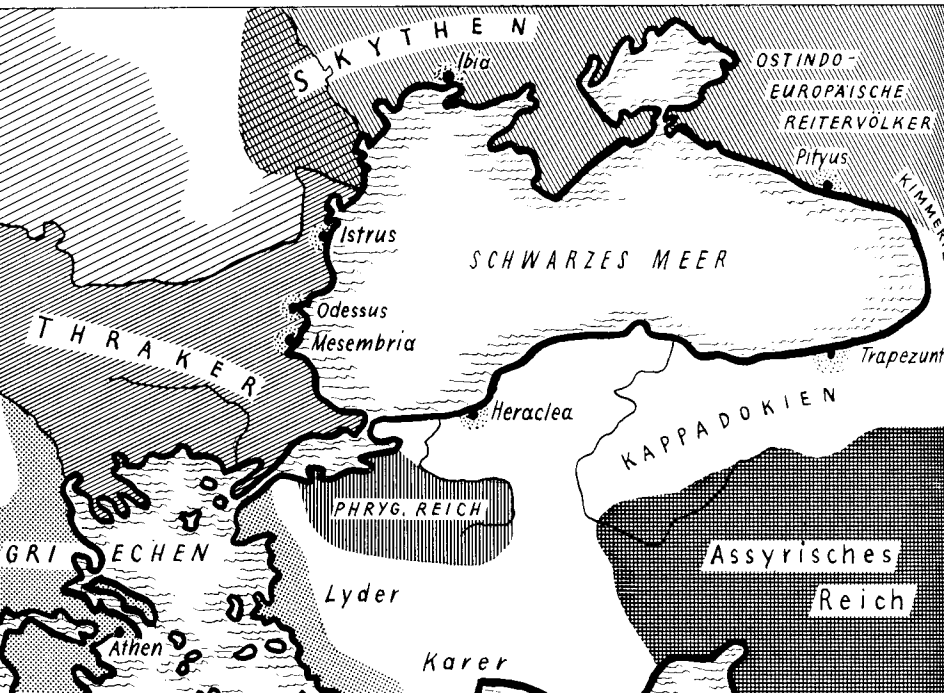


Abb. 2 Silberscheibe mit skythischen Tierstilmotiven aus dem Hortfund von Ziwiye-Sakkez. 7. Jahrhundert v. Chr.

Das Zeugnis der schriftlichen Überlieferung ist in den letzten Jahren durch *ergebnisreiche Grabungen* im Bereich der altorientalischen Kulturen bestätigt und ergänzt worden. Besonders die Funde im Gebiet des Urmiasees, bei Ziwiye-Sakkez (Abb. 2) und Karmir Blur, dem Ruinenhügel der alten Provinzialhauptstadt des Reiches von Urartu, haben uns Einblick in die folgenschwere Bewegung der Skythen gegeben, die als Verbündete und als Gegner der assyrischen Könige einen bedeutenden Machtfaktor in der altorientalischen Geschichte des 7. Jahrhunderts v. Chr. bildeten. Wir wissen, daß der Assyrerkönig Assarhaddon (680/669 v. Chr.) seine Tochter dem Skythenfürsten Bartatu (griechisch Protothyas) zur Frau gab. Im Zusammenhang mit dieser Überlieferung hat man den berühmten Hortfund von Ziwiye (Abb. 2) 40 km ostwärts Sakkez, gestellt, in dem sich neben reichem Goldschmuck auch goldene Verkleidungsbleche von Möbeln fanden; die Relieffiguren der Goldarbeiten zeigen assyrische Motive und

Kompositionsprinzipien zusammen mit charakteristischen Erscheinungen des skythischen Tierstils, den die Skythen als geistiges Erbe der eurasischen Waldsteppe in die Welt des Alten Orients mitbrachten. Die Vermutung, daß der Goldhort von Ziwiye mit der Eheschließung zwischen dem Skythenfürsten Bartatua und der Tochter des Assyrerkönigs Assarhaddon zusammenhängt, ist nach dem assyrisch-skythischen Mischstil durchaus gerechtfertigt. Das Gebiet am Urmiasee dürfte ein Zentrum der skythischen Eroberer gewesen sein, die sich hier mit fürstlichem Hofstaat der Pracht assyrischer und urartäischer Herrscher anzugleichen suchten. Für die skythische Machtstellung in diesem Bereich spricht auch die Zerstörung der Feste Teschebaini, die zum Reich von Urartu gehörte und unter dem Ruinenhügel von Karmir Blur wiederentdeckt wurde; hier fanden sich charakteristisch skythische Pfeilspitzen mit Widerhaken, Trensen und Knochenschnitzereien im skythischen Tierstil. In diesen Zusammenhang gehört auch der moderne Ortsname Sakkez, in dem die iranische Bezeichnung der Skythen „Saka" weiterlebt.
Assarhaddon konnte auch durch die Verheiratung seiner Tochter mit dem Skythenfürsten nicht verhindern, daß skythische Reiter über die Grenzen des assyrischen Herrschaftsgebietes drangen und plündernd umherschweiften. Die Quellen deuten auf wechselvolle Kämpfe, in denen es den Assyrern zunächst noch an einer

Karte des skythischen und assyrischen Machtbereichs 750 v. Chr.



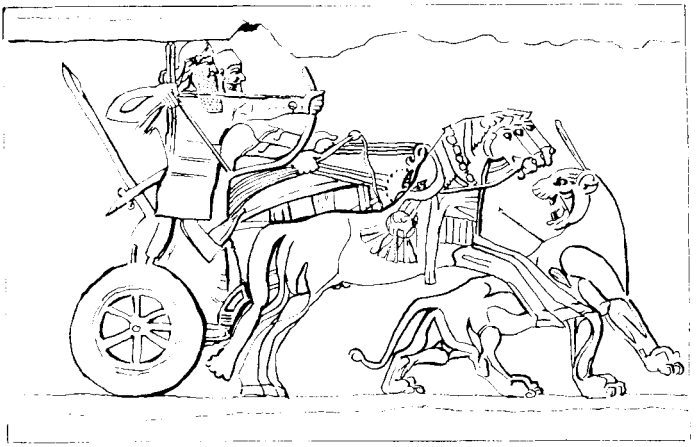


Abb. 3 Assurnasipal II (883–859 v. Chr.) mit Dreigespann auf der Löwenjagd. Alabasterrelief aus Nimrud-Kalach.

schlagkräftigen Reiterei mangelte. Zwar verfügte das assyrische Heer über Reiterkrieger, doch bildete den Kern der Elitetruppen noch immer das Wagenkämpferkorps, dessen Ausstattung ganz in der Tradition der ritterlichen Streitwagenzeit des 2. Jahrtausends v. Chr. steht; es hatte auch nach dem Übergang vom Fahren zum Reiten, der sich an der Wende vom 2. zum 1. Jahrtausend v. Chr. abzeichnet, noch nicht an Bedeutung verloren. Auch der assyrische König läßt sich noch nicht als Reiterkrieger darstellen, sondern erscheint gemäß der ritterlichen Tradition mit seinem Wagenlenker auf dem von einem Dreigespann gezogenen Streitwagen, der auch bei Jagden verwendet wird (Abb. 3). Während die assyrischen Wagenkämpfer mit durchschlagenden Bogen ausgestattet sind, sind die Reiterkrieger bis zur Skythenzeit nur mit Lanzen bewaffnet, die auch bei den Wagenrittern nicht fehlen; auch beobachten wir als charakteristische Übergangserscheinung vom Fahren zum Reiten die Sitte, daß die assyrischen Reiterkrieger mit zwei Pferden versehen sind (Abb. 4). Zur Schwerfälligkeit dieser militärischen Organisation fügt sich die ebenfalls traditionsgebundene Kleidung der Reiterkrieger, der jede Eignung für längeres Reiten fehlt.

Demgegenüber ist bei den Skythen die alte Streitwagentradition, die noch in ihren Königssagen und Göttervorstellungen faßbar ist, völlig überwunden. Sie erscheinen als schnell bewegliche Reiter mit durchschlagenden Bogen, deren Widerhakenpfeile schwer heilbare Wunden schlagen; auch die Verwendung von Pfeilgift

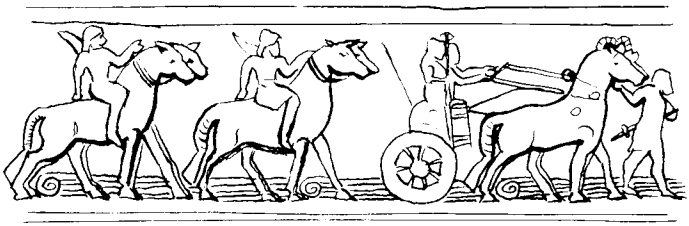


Abb. 4 Assyrisches Aufgebot von Wagenkämpfern und Reiterkriegern mit Beipferd. Relief vom Bronzetor Salmanassars III (858–824 v. Chr.) in Belawar.

ist bezeugt. Charakteristisch für die reitenden Bogenschützen, neben denen auch Reiterkrieger mit Lanze, Streitaxt und Kurzschwert erscheinen, ist die angemessene Tracht von Ärmelrock, langer Hose und kurzen Schaftstiefeln, wie griechische Darstellungen und Überlieferungen bekunden (Abb. 1). Die dadurch bedingte Überlegenheit der skythischen Reiter über die assyrischen Wagenritter und Reiterkrieger des frühen 7. Jahrhunderts v. Chr. wurde noch gesteigert durch die den Skythen eigene Taktik der verstellten Flucht; dabei wandten sich die skythischen Bogenschützen zur Scheinflucht, um dann die in gelöster Ordnung folgenden Gegner zu vernichten, indem sie sich im Sattel umdrehten und nach rückwärts schossen. Das Motiv des reitenden Bogenschützen, der sich nach rückwärts wendet und vom galoppierenden Pferd den Gegner trifft, begegnet erstmalig in der altorientalischen Kunst des 7. Jahrhunderts v. Chr. und darf auf skythische Einflüsse zurückgeführt werden. Wir kennen die Darstellung vor allem von phönizischen Metallschalen, auf denen auch der verkehrt aufs Pferd gesetzte Bogenschütze erscheint; deutlich zeigt sich in dieser Wiedergabe des Motivs die geringe Vertrautheit phönizischer Künstler mit der charakteristisch skythischen Kampfweise.

Das Vorkommen des skythischen Bogenreiter-Motivs auf phönizischen Darstellungen steht in Einklang mit den Überlieferungen, wonach skythische Kräfte über Nordsyrien nach Palästina drangen; sie erreichten die ägyptische Grenze, wurden aber dank der diplomatischen Geschicklichkeit des ägyptischen Pharao Psammetich zur Umkehr bewogen. In diesen Zusammenhang gehören die ahnungsvollen Klagen des Propheten Jeremias, der Herkunft und Eigenart der fremden Reiter ebenso treffend kennzeichnet, wie den Schrecken, den die beweglichen Schwärme verbreiten. Zu diesem biblischen Zeugnis fügen sich archäologische Einzelfunde an nordsyrischen Plätzen, darunter durchbrochene Glöck-

chen kaukasischer Form, die charakteristisch für skythisches Pferdegeschirr sind; sie gehören zusammen mit anderen Formen von abwehrendem Behang in den geistigen Bereich des eurasischen *Schamanismus,* der im skythischen Brauchtum sehr ausgeprägt in Erscheinung tritt. Die diesbezüglichen Berichte des Herodot, der vom *Hanfrausch* im skythischen Totenkult und vom verwandelten Geschlecht skythischen Reiteradels weiß, sind von der ethnologischen Forschung ebenso wie von der Archäologie bestätigt worden; fanden sich doch bei den sowjetischen Grabungen in Sibirien frostkonservierte Grabanlagen, in denen unter den Resten eines Hanfrauschzeltes auch ein Bronzekessel mit ausgeglühten Steinen und Hanfkörnern geborgen werden konnte. Die Bekanntschaft mit indischem Hanf, der als Narkotikum in assyrischen Quellen bezeugt ist, dürften die Skythen im Alten Orient gemacht haben; dadurch steigerten sich bei ihnen die Formen des Schamanismus, den sie aus ihrer eurasischen Heimat mitbrachten. Auch die merkwürdige Sitte des *verwandelten Geschlechtes* im skythischen Reiteradel, deren Vertreter in Frauentracht und mit weiblicher Tätigkeit als hochangesehene Seher wirkten, erfuhr während des skythischen Aufenthaltes in Vorderasien eine Steigerung; Herodot erzählt uns, daß die mit der „Weiberkrankheit" befallenen Skythen ihre Veränderung auf das Wirken der Aphrodite von Askalon zurückführten, deren Heiligtum sie geplündert hatten. Zu diesem Zeugnis fügt sich der Nachweis skythischer Ortsnamen im phönizischen Bereich.

Während der skythischen Plünderungszüge im Nahen Osten kam es bald zu entscheidenden *Abwehrmaßnahmen,* die sich vor allem unter der Regierung *des Assyrerkönigs Assurbanipal* abzeichnen. Die Assyrer hatten sich nicht nur mit den Skythen geschlagen und dabei ihre Reitertaktik kennengelernt, sie waren zeitweise auch mit skythischen Kräften, die unter sich uneins waren, verbündet und auf diese Weise mit der neuen beweglichen Kampfweise vertrauter geworden. So begegnen wir auf den Bilddenkmälern Darstellungen von berittenen Bogenschützen in assyrischer Tracht (Abb. 5). Im Gegensatz zu seinen Vorgängern, die sich als Wagenritter darstellen ließen, erscheint Assurbanipal auf dem berühmten Jagdrelief seines Palastes als reitender Bogenschütze; er trägt stiefelartiges Schuhwerk, das eine Neuerung in der assyrischen Königstracht darstellt. Auch das Sattelzeug hat sich gewandelt; unverkennbar aber tritt der skythische Einfluß im Halsglöckchen des Pferdes zutage, das bei den Gespannen der Wagenkämpfer fehlt. Der Wandel im Bild des ritterlichen Königs ist Ausdruck einer entscheidenden Neuorganisation im Heer

der Assyrer, die der König vorbildlich gegenüber der alten Streitwagentradition durchgeführt hat; noch ist der Wagenkämpfer nicht geschwunden, doch hat sich der Schwerpunkt zugunsten des Reiterkriegers verschoben, als dessen Vertreter nun auch der König erscheint. Mit diesem archäologischen Zeugnis steht die Überlieferung in Einklang, daß Assurbanipal nach vorübergehender Auseinandersetzung mit den Skythen ein Bündnis gegen die vordringenden Meder schließen mußte, die vom iranischen Hochland her das assyrische Herrschaftsgebiet bedrohten.

Zwischen *Medern und Skythen*, die als Sprachverwandte in den weiten Bereich der indogermanischen Iraner gehören, bestand seit dem Einbruch der Skythen in Vorderasien eine erbitterte Feindschaft. Die Meder hatten sich mit den von den Skythen aus Südrußland vertriebenen Kimmeriern verbündet und erfolgreich den skythischen Vorstoß nach Nordwestiran aufgefangen; die Abwehr war möglich, weil bei den Medern der Reiterkrieger gegenüber der auch bei ihnen vertretenen Wagenkämpfertradition bereits größere Bedeutung gewonnen hatte als im Assyrerreich. Als der Mederkönig Phraortes sich gegen die Assyrer wandte, versicherte er sich jedoch der skythischen Unterstützung; da die Skythen aber auch mit den Assyrern verbündet waren, fielen sie dem Mederkönig bei seiner Niederlage in den Rücken und trugen zu seinem Ende bei.

Als nach dem Tode Assurbanipals 626 v. Chr. die Herrschaft der Assyrer unter schwachen Nachfolgern zusammenbrach und der aufsteigenden Macht des Mederkönigs Kyaxares weichen mußte, erstand den Skythen, die sich in das armenische Bergland zurückgezogen hatten, ein mächtiger Gegner. Nach seinem Sieg über die Assyrer, der 612 v. Chr. mit der Zerstörung von Niniveh und dem Tod des letzten Assyrerkönigs gekrönt wurde, hatte Kyaxares den Rücken frei, um gegen die Skythen vorzugehen. Die Meder hatten sich längst die skythische Reitertaktik zu eigen gemacht und waren als Bogenschützen in der charakteristischen Reitertracht der langen Hose, die als „medische Tracht" den Griechen bekannt wurde, ebenbürtige Gegner geworden. Herodot erzählt daß sich Kyaxares bei der Vertreibung der Skythen einer List bediente. Er lud „eine beträchtliche Anzahl von diesem Raubgesindel" zu einem festlichen Mahl und machte sie betrunken, um sie daraufhin erschlagen zu lassen. Ob diese Nachricht auf Wahrheit beruht, vermögen wir nicht zu entscheiden; Herodots Bewertung der Skythen in diesem Zusammenhang ist auf medische Berichterstattung gegründet und entspricht nicht seinem eigenen Urteil, das seine Schilderung skythischer Sitten in Südrußland bestimmt hat.

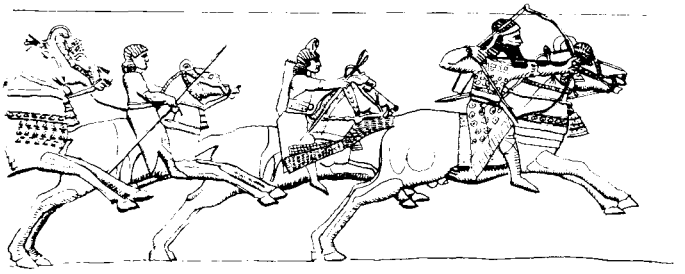


Abb. 5 König Assurbanipal (668–626 v. Chr.) als reitender Bogenschütze auf gesatteltem Rassehengst mit Halsglöckchen. Spätassyrisches Alabasterrelief aus Niniveh.

Sicher ist, daß unter der Herrschaft des Mederkönigs Kyaxares die Skythen zum Rückzug aus Vorderasien gezwungen wurden; darauf weisen die archäologischen Beobachtungen in den Fundstätten südlich des Kaukasus und an den skythischen Gräbern im Kubangebiet. Deutlich können wir die skythische Rückzugsbewegung und das Vordringen in Südrußland an den Gräberinventaren verfolgen, deren charakteristischer Tierstil die Verschmelzung eurasischer Elemente und altorientalischer Einflüsse zeigt. Von der ungeschwächten Kraft des Reitervolkes nach dem Rückzug aus Vorderasien künden die weitreichenden Ausgriffe in westlicher Richtung. Wir begegnen reichen skythischen Funden nicht nur im Donauraum, sondern auch in Schlesien, wo der Weg des Reitervolkes durch die charakteristischen Pfeilspitzen gekennzeichnet ist, und sogar in der Mark Brandenburg; davon zeugt der berühmte Goldschatz von Vettersfelde, dessen Tierstil das Zusammenwirken skythischer und griechischer Stilelemente zeigt.

Waren die weitreichenden Ausgriffe nach Mitteleuropa auch nur vorübergehender Natur, so ist doch ihr Nachwirken bis in die germanische und thrakische Frühgeschichte hinein spürbar; denn bei denjenigen Stämmen dieser Völker, die mit den Skythen in Berührung gekommen waren, gewann das Reiterkriegertum zusammen mit der charakteristischen Tracht der langen Hose rascher an Bedeutung als in den Gebieten, die vom skythischen Einfluß nicht erreicht wurden. So hielt sich beispielsweise bei den Kelten die alte Wagenkampftradition, die bei den Inselkelten noch in der irischen Königszeit lebendig bezeugt ist, bis die keltische Ostbewegung auch engere Berührung zwischen keltischen Stämmen und skythischen Kräften brachte; die Rückwirkungen

dieser Begegnung, die die Griechen mit dem Begriff der Keltoskythen festhielten, zeigen sich deutlich im keltischen Ursprungsgebiet, wo der Wagenkämpfer, der noch bei dem Keltenvorstoß nach Italien eine Rolle spielt, endgültig durch den Reiterkrieg verdrängt wird.

Schrifttum in Auswahl:

Rice, Tamara Talbot, Die Skythen (Köln 1957).

Wiesner, J., Eurasische Kunst in Steppenraum und Waldgebiet, Stauffachers Illustrierte Weltkunstgeschichte I (Zürich 1959) 199 ff.

Ders., Die Kunst des Alten Orients. Ebenda I 154 ff.

Ders., Die Thraker (Urbanbücherei, Stuttgart 1960).

Ders., Fahren und Reiten in Alteuropa und im Alten Orient. (Der Alte Orient 38, 1939, Heft 2—4).

Bildnachweis:

nach Wiesner in: Stauffachers illustrierte Weltkunstgeschichte I (Zürich 1959).

OTTO WEISSER

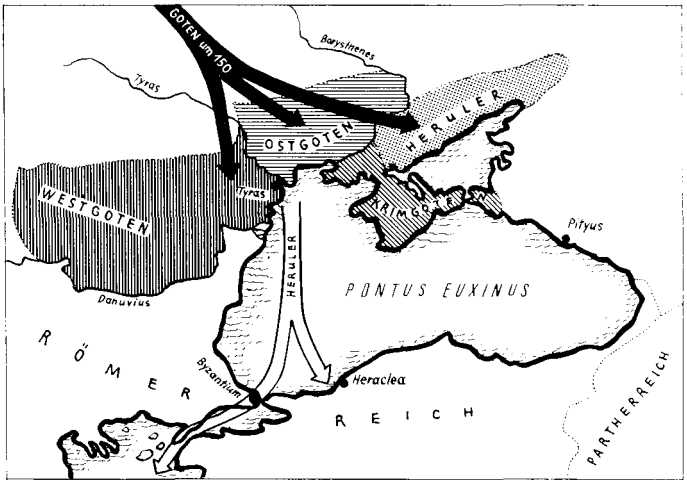
GOTHIA — LAND DER KRIMGOTEN

In K. Baedeckers „Rußland", Ausg. 1904, steht: 20 Werst südl. die hochgelegenen, merkwürdigen Ruinen von Mangup Kalé . . .

Eine Reise nach irgendeinem Punkt unserer Erde ist zugleich immer eine Reise in die Vergangenheit und in die Gegenwart. Auch eine Reise nach Gothia. Trotzdem ist die Gegenwart in diesem Falle, wenn wir sie auf einem unserer heutigen Atlanten suchen wollen, unauffindbar. Man muß schon sehr alte Karten aufschlagen, um den geographischen und völkerkundlichen Begriff Gothia verzeichnet zu finden. Dieses Gothia ist Vergangenheit, aber eine noch recht nahe Vergangenheit, wenn wir etwa an Reisen zu den Griechen, Römern oder Skythen denken. Von diesen wissen wir sehr viel, wenn nicht alles, bis in vorchristliche Jahrhunderte zurück. Gothia aber ist uns kaum ein Begriff, obwohl sein Name erst mit dem Jahre 1786 endgültig aufhört zu bestehen. In diesem Jahre nämlich starb der letzte „Metropolit von Gothia und Caffa, Ignatius", in diesem Jahre verließen die letzten Christen, Goten, bzw. ihre Nachkommen, die zwar nicht mehr gotisch sprachen, und Griechen und Armenier, das Territorium des früheren Gothia und siedelten über ins russische Reich, in die Gegend von Mariupol.

Unsere Geschichte von den germanischen Wanderungen weiß viel von den Stämmen der Goten, der Westgoten und Ostgoten. Wir kennen alle ihre Kämpfe und kriegerischen Auseinandersetzungen mit Byzanz und Rom, wir wissen, daß die Goten etwa im 2. Jahrhundert nach Christi vom Baltikum aus nach Südrußland zogen und dann über Jahrhunderte in die Kämpfe mit Ost- und später mit Westrom verwickelt wurden. Wir wissen von den letzten Schlachten in ganz Italien, wir finden dort letzte steinerne Zeugen ihrer Geschichtlichkeit, wie König Theoderichs Grab bei Ravenna, und wir wissen genau die Jahreszahl ihres endgültigen Unterganges. Das Gotentum, so heißt es überall in unseren Geschichtsbüchern, stirbt endgültig im 6. bis 8. Jahrhundert.

Aber diese Darstellung stimmt nicht. Viele deutsche und ausländische Forscher haben von einem abgetrennten Zweig der Ostgoten berichtet, der im Südosten Europas noch lange lebte, als im übrigen Europa von Goten längst keine Rede mehr war. Aber das Wissen um diese Goten ist auch heute noch Stückwerk. Der letzte Krieg hat neue, von den Russen selbst angesetzte Forschungen wieder unterbrochen. Zwar gibt es viele einzelne Veröffentlichungen über diesen Zweig der Goten, aber die Angaben



Karte 1 Machtbereiche der Westgoten und der Ostgoten mit Krimgoten um 250 n. Chr.

der Forscher selbst sind oft sehr widersprechend, sei es in bezug auf Jahreszahlen oder Ortsangaben. Immerhin ist einiges geklärt, vieles ziemlich sicher. Ganz sicher jedenfalls ist die Tatsache, daß dieser Teil der Ostgoten, der im 4. Jahrhundert den Zug des Gesamtstammes aus dem südlichen Rußland nach Westen nicht mitmachte, sich auf die Krim, die frühere „taurische Halbinsel", zurückzog und sich dort ein eigenes, teils recht mächtiges Reich schuf, das noch andauerte, als selbst Rom schon längst Vergangenheit war. Und dieses Reich ging in die Geschichte ein als Gothia, und sein Name erklingt noch im 18. Jahrhundert, obwohl es die Goten als Volk um diese Zeit auch auf der Krim nicht mehr gibt. Geschichtlich nachgewiesen ist aber, daß auf der Krim, im Bereich Gothias, noch im 13. Jahrhundert gotisch gesprochen wurde.

DIE LAGE GOTHIAS

Geographisch läßt sich das Reich der Krimgoten nicht klar umreißen, denn das von ihnen beherrschte Gebiet wechselte in seiner Ausdehnung wiederholt. Als die Ostgoten vom Baltikum nach Südrußland gekommen waren, nahmen sie bald — im 3. Jahrhundert n. Chr. — auch von der taurischen Halbinsel, der heutigen Krim, Besitz. Sie gehörte damals zum sogenannten Bosporanischen Königreich (Bosporus, dessen Hauptstadt — das heutige Kertsch). Sie bemächtigten sich auch der Flotte und unternahmen große Seefahrten den Küsten des Schwarzen Meeres entlang und

bis weit hinein in die Aegäis. Ein Athener, Herennius Dexippus, hat damals eine erste chronologische Darstellung der Ereignisse unter der Regierung von „Claudius Gothikus" (268–270) gegeben. Mit dem Namen Claudius Gothikus, den wohl die Römer dem damaligen Gotenfürsten gaben, wird erstmals auf die gotische Herrschaft auf der Krim hingewiesen. Damals beherrschten die Krimgoten, wie sie später und bis heute genannt werden, wohl so ziemlich das ganze Territorium dieser Halbinsel, die bis dahin im griechischen Machtbereich lag. Sie griffen auch Griechenland selbst an, zogen bis hinauf in den Balkan, wurden dann aber von den Athenern wieder zurückgetrieben. Mit ihnen zogen damals auch andere Völker, wie die germanischen Heruler und die Skythen. Vieles aus dieser Zeit bleibt unklar, es gibt Forscher, die sogar behaupteten, daß die Skythen jener Zeit überhaupt identisch seien mit den Krimgoten – eine Ansicht, die längst überwunden ist.

SIE WURDEN BALD CHRISTEN

Es ist hier nicht möglich, eine Geschichte der Krimgoten zu schreiben. Wir wollen ja nur eine Reise nach Gothia unternehmen für alle diejenigen, die demnächst einmal diese so geschichtsträchtige Halbinsel besuchen wollen und die dann dort deren Spuren verfolgen können, von denen bis heute noch beachtliche Zeugnisse zu finden sind. Die Krimgoten wurden schon im 3. Jahrhundert christianisiert, wahrscheinlich von Minor aus und von Cappodocia. Teils wird auch behauptet, die Goten seien schon Christen gewesen, als sie auf die Krim kamen. In der Folge sollen sie verschiedenen Bekenntnissen angehört haben, Sekten, wie den Audianern und Arianern. Andere wieder behaupten, sie seien immer katholisch gewesen bis auf kleine Splitter. Den Beweis hätten vielleicht weitere Forschungen auf der Krim, in den Zentren der Goten-Regierungsstädte, wenn man so sagen darf, erbracht, aber nach allen bisherigen Unterlagen ist es dazu nicht gekommen. Letzte deutsche Forschungen, die noch im zweiten Weltkrieg auf der Krim durchgeführt wurden, sollen allerdings nachgewiesen haben, daß die Krimgoten zumindest ab dem 9. Jahrhundert Arianer geworden sind. Geschlossen wurde das daraus, daß Ruinen der christlichen Basilika im letzten Gotenzentrum, in *Mangup Kalé*, mit verschiedenen Inschriften darauf hinweisen. Für unseren heutigen Bericht erscheint dies nicht wesentlich. Sicher ist, daß die gotische Herrschaft auf der Krim eine christliche war und daß die Wechselbeziehungen zwischen dem römischen Reich und den Goten, und später weiter zum christlichen Mittelpunkt Byzanz bzw. Konstantinopel, immer geblie-

ben sind. Erste Daten über das Christentum der Goten sind auch in einem Epitaph aus Kertsch gefunden worden.

AUSBAU DER GOTENHERRSCHAFT

Nach uns zugänglichen Quellen war im 4. Jahrhundert die Krim zum größten Teil unter gotischer Herrschaft, auch das Bosporanische Königreich fiel ihr endgültig im Jahre 362 zu. Die römische Herrschaft in Taurien verlor an Boden, letzte Bastion blieb das taurische Chersonesus (heute Cherson), das die Goten von 370 bis 375 wiederholt angriffen. In diese Zeit fällt wahrscheinlich auch die Schaffung eines zentralen Herrschaftsgebietes der Krimgoten, einer „Hauptstadt" sozusagen. Über die Jahreszahl der Schaffung dieses Zentrums finden sich keine genauen Quellen. Ja, es ist so, daß sich die Forscher lange Zeit nicht darüber einig waren, welche von den zwei später geschichtlich nachgewiesenen Herrschaftszentren der Goten auf der Krim, nämlich *Eski Kermen* oder *Mangup Kalé* das ältere war.

ESKI KERMEN

Der Russe A. A. Vasiliev hat in einem Buch über die Krimgoten eine Menge Material zusammengetragen, aus dem mit ziemlicher Sicherheit hervorgeht, daß die älteste Feste der Krimgoten wohl Eski Kermen gewesen ist, wahrscheinlich im 5. Jahrhundert erbaut. Die Unsicherheit in dieser Frage kommt daher, daß die einzelnen Plätze im Laufe der Jahrhunderte die verschiedensten Namen gehabt haben. Eski Kermen ist der heute bekannte Name, der aber die chasarische oder tatarische Bezeichnung des Ortes ist. Verschiedene Forscher wollen nachweisen, daß Eski Kermen zur Gotenzeit Doros oder Dory geheißen haben soll. Sie leiten dies ab von der gotischen Bezeichnung dorant-daurant-daurons, was so viel wie „Tore" bedeutet. Während der deutschen Besetzung der Krim im letzten Kriege haben begreiflicherweise viele deutsche Soldaten diesen alten Gotenplatz aufgesucht. Von Baulichkeiten ist nichts mehr zu sehen, aber das hohe, weithin einen großen Überblick gebende Hochmassiv vermittelt einen großartigen Eindruck. Von hier aus waren die Durchzugswege aus der Krimsteppe, von der heutigen Hauptstadt Simferopol zur Küste, dem jetzigen Sewastopol, gut zu beherrschen. Noch erinnert uns „Inkerman", die Festung Sewastopols, die schon im Krimkrieg und nun auch wieder im letzten Krieg ein Verteidigungsbollwerk war, an die Krimgoten. Ihr Name stammt noch aus ihrer Zeit, während die meisten anderen gotischen Ortsbezeichnungen auf der Krim versunken sind.

Eski Kermen erreicht man von der Eisenbahnstation Belbek an der Linie Simferopol–Sewastopol aus, auf etwa zwei Dritteln

des etwa 60 km langen Wegs von Simferopol nach Sewastopol. Von Belbek aus sind es bis zu dem Felsmassiv noch etwa 5 Kilometer. Eski Kermen war zu jener Zeit praktisch unzugänglich und leicht zu verteidigen. Von hier aus bis nach Inkerman, nach Chufut Kalê (Schwarzmeerküste), auch einem geschichtlich nachgewiesenen Gotenzentrum, nach der griechischen Siedlung Balaklava (dem früheren Symbolon), erstreckte sich in weitem Umkreis die Herrschaft der Goten um diese Zeit.

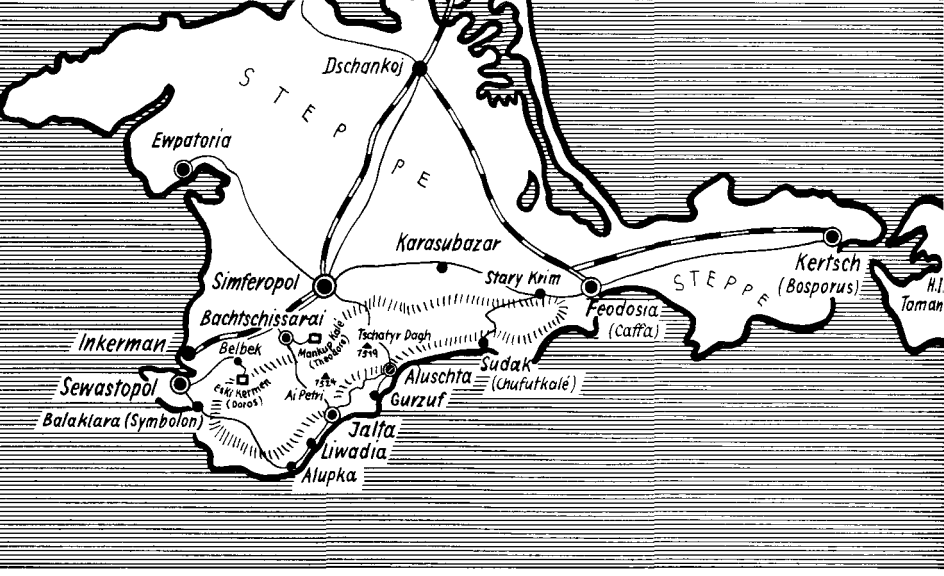
DIE CHASAREN KOMMEN

Inzwischen, im 5. Jahrhundert, waren die Hunnenstürme über Südrußland durch Taurien gegangen, und auch die Krim wurde ab und zu gestreift. Die gotische Herrschaft war dadurch aber nie wirklich gefährdet. Sie wurde es erst, als im 6. Jahrhundert die Turko-Chasaren aus dem Osten herandrängten und in gewaltigen Stürmen gegen Ostrom anprallten. Im Jahre 576 erobern sie Panticapaeum (das frühere Bosporus, heutige Kertsch), also die Ostspitze der Krim, und stehen 581 vor Chersonesus. Sie überfluten auch die Krim, aber zumeist nur den nördlichen Steppenteil, der bekanntlich von der Süd-, der Schwarzmeerküste, durch das Jaila-Gebirge mit seinen höchsten Höhen von rund 1600 Metern getrennt ist. Nach Süden zu stürzt das Gebirge ganz schroff ab und schließt die Küste von den kalten Nordwinden völlig ab. Während so oft in Simferopol kältester Winter herrscht, kann man 50 Kilometer südlicher, am Fuße des Gebirges, in Jalta, Alupka, Livadia usw., in subtropischer Landschaft sommerlich leicht gekleidet spazieren gehen. Kein Wunder, daß alle Eroberer der Krim auch immer nach diesem sonnigen Süden drängten. Aber die Gebirgsmauer war und blieb für viele ein unüberwindliches Hindernis, und die Zugänge über Balaklava von Westen und Feodosia (dem alten Caffa) und von Sudak von Osten waren nur sehr schmal.

So blieben während dieser ersten Eroberungszüge der Chasaren die Krimgoten in ihrem eigentlichen Herrschaftsgebiet, das sich immer weitgehend auf das Jailagebirge stützte, noch verhältnismäßig unbehelligt. Es fügte sich, daß die Chasaren über die Steppengebiete der Krim herrschten, die Goten über den Südteil der Halbinsel.

DIE ZERSTÖRUNG VON ESKI

Aber es blieb nicht allzu lange so. Merkwürdigerweise suchten die Chasaren für ihre weiteren Eroberungszüge eine Allianz mit Byzanz, und es kam auch dazu. Inzwischen war aber Gothia im 8. Jahrhundert bereits Erzbistum geworden. Sein erster Bischof



Karte 2 Die Gotenzentren auf der Krim

nannte sich John von Gothia. Als die Allianz zwischen Chasaren und Byzanz zustandegekommen war, wurde die Lage für die Krimgoten langsam immer bedrohlicher. Die Chasaren verlangten deren Unterwerfung, und nach jahrzehntelangen vergeblichen Versuchen begann 787 ihr großer Sturm auf das Gotenzentrum Eski Kermen. Die Goten wurden von den Massen der Chasaren überrannt, Eski Kermen eingenommen und vollkommen zerstört. Die Goten gerieten in der Folge zu den Chasaren in ein Vasallenverhältnis. Es scheint aber nach allen vorliegenden Quellen, daß sich die Goten doch nicht ganz geschlagen gaben. Mehrere Revolten gegen die Chasaren folgten, und die Goten beginnen bald, sich ein neues, großes Zentrum zu schaffen: Mangup Kalé.

GOTEN-ZENTRUM MANGUP

Obwohl man nicht genau weiß, wann die Krimgoten ihre neue Hauptstadt Mangup oder Mankup Kalé anlegten, darf man doch annehmen, daß es etwa im 8. Jahrhundert geschehen ist. Mankup liegt etwa auf halbem Wege zwischen Simferopol und Sewastopol, einige Kilometer entfernt von der am Nordhang des Jaila-Gebirges gelegenen früheren Hauptstadt der Tataren, *Bachtschissarai*. In einer verhältnismäßig kurzen Wanderung von Bachtschissarai aus kann man auf nicht ganz bequemen Wegen das Felsmassiv von Mankup erreichen, wohl eines der stolzesten und eindrucksvollsten der Krim überhaupt. Es liegt rund 600 Meter über dem Meere, steigt ganz steil von allen Seiten auf und

hat eine weite Hochfläche in der Form einer großen Hand mit ausgespreizten fünf Fingern. Es scheint sicher zu sein, daß die Goten, als sie dieses neue Zentrum ihrer Macht erstellten, sich von der Oberhoheit der Chasaren befreit hatten, die dann auch noch Mankup Kalé angriffen, aber offenbar mit weniger Erfolg.

Auf dem Felsen Mankup errichteten die Goten ein wirkliches Zentrum wie eine kleine Stadt, in der Mitte eine große Kirche in Form einer Basilika. Als im letzten Krieg deutsche Soldaten nach Mankup kamen, stellten sie fest, daß die Anlage der ganzen bewohnten Fläche noch deutlich erkennbar ist. Es gibt noch eine große Zahl von Ruinen, halb erhaltenen Toren. Auch ein kleines Museum befand sich noch auf Mankup, das wertvolle Schätze aus der Gotenzeit barg. Man darf annehmen, daß das Museum auch heute wieder zugänglich ist. Deutscherseits sind im letzten Kriege von der dortigen Basilika Grundrisse gezeichnet worden, auch Grundrisse von der ganzen Festungsanlage. Ob und wo solche noch zu finden sind, ist mir nicht bekannt.

Es ist nach den Quellen offensichtlich nicht klar erwiesen, wie Mankup Kalé (tatarische Bezeichnung) zur Gotenzeit geheißen hat. Die größte Wahrscheinlichkeit spricht für den Namen Theodore, denn dieser taucht in alten Schriften immer wieder auf, selbst auf Inschriften, die direkt in Mankup gefunden wurden.

Jedenfalls wird jeder Besucher der Krim, der einmal auch Mankup Kalé besucht, nicht nur überwältigt sein von der Größe und Erhabenheit dieses Platzes, sondern auch von den geistigen Fäden zur gotischen Vergangenheit, die hier so deutlich sichtbar werden. Zugleich aber auch wird er doppelt beeindruckt sein von der Geschichtsträchtigkeit dieses Platzes überhaupt und des ganzen Landes ringsum, das wohl alle Völker des Altertums durchzogen haben und in dem alle ihre Spuren hinterließen.

DIE TATAREN KOMMEN

Im 12. Jahrhundert kommt eine neue, große Gefahr für Gothia heran. Noch immer sitzen die gotischen Herren und Metropoliten in Mankup, noch immer kennt man in der Welt das Land Gothia, noch immer spricht man hier die gotische Sprache. Aber nun kommen 1223 die Tataren (Mongolen). Sie erobern, wie immer, die flache Steppe der Krim, ziehen vom Osten her über die Halbinsel Kertsch der Küste entlang nach Caffa (Feodosia). Die Christen – nicht nur die Goten – die hier wohnen, fliehen nach Mankup Kalé. Auch Chufut Kalé, eine alte gotische Bastion an der Küste, zwischen dem heutigen Feodosia und Alupka gelegen, fällt. (Zur Gotenzeit soll es *Kerker* geheißen haben, zur

späteren Genuesenzeit, die es zur Festung ausbauten, hieß es Sudak, und so heißt es heute noch.)
Die Sicherheit in Mankup war aber nur eine vermeintliche. Die Tataren drangen von allen Seiten auf das Gotenzentrum ein, und nach geschichtlichen Quellen haben sie unter dem großen Tamerlan (Timur) 1395 auch Gothia ganz erobert samt Mankup Kalé, das dann auch von ihnen den Namen bis auf heute erhalten zu haben scheint. Tamerlan hat Mankup, alle Gebäude, auch die Basilika, zerstören lassen. Wahrscheinlich haben Krimgoten auch nach der Zerstörung Mankups noch dort gewohnt, aber aufgebaut als Zentrum wurde es wohl nicht mehr, denn die Kraft der Krimgoten scheint gebrochen. Sie sind nach und nach im tatarischen Volkstum aufgegangen.
Der Begriff Gothia blieb noch lange bestehen, auch in der Tatarenzeit. Inzwischen waren neue Kolonisten aufgetaucht. An der Südküste gründeten die Genuesen – vielfach mit Billigung der Tataren und schon vor deren Einfall – Handelsniederlassungen. Eine solche Genueser Gründung ist Caffa, das heutige Feodosia, auch Sudak gehörte dazu. Alle alten russischen Quellen bestätigen immer wieder, daß die „gotische Zunge" auf der Krim noch gesprochen wurde. Ebenso bestätigt dies ein bayrischer Soldat, der im 15. Jahrhundert an der Schlacht um Nicopolis teilnahm und als Gefangener der Türken, die inzwischen auch auf die Krim gekommen waren, dort viel sah und hörte und später darüber berichtete. Er hieß Hans Schiltberger. Bis um 1457 die Türken auf die Kirm kamen, hatten sich dort drei Mächte nebeneinander verhältnismäßig friedlich gruppiert. Die Geschichte nennt sie: Tataren, Genuesen, Goten. Um 1420 besteigt der erste Krimtataren-Chan seinen Thron. In Gothia aber herrscht, geschichtlich bezeugt, damals ein Alexis von Gothien. Er starb 1456. Auch er saß noch auf Mankup, wo sich demnach doch wieder ein, zumindest kirchliches gotisches Zentrum gebildet zu haben schien. Eine russische Quelle will auch nachweisen, daß Mankup Kalé nicht schon 1395 von den Tataren gänzlich zerstört worden sei, sondern erst 1475 durch die Türken. Einen Metropoliten von Gothia jedenfalls gab es weiterhin, und der letzte, geschichtlich nachgewiesene ist eben jener Ignatius, der unter dem Druck des Islams alle Christen nach Mariupol aussiedelt, womit die letzte Erinnerung an lebendiges Gotentum auf der Krim stirbt. Die Krim wurde türkische Provinz, bis sie unter Katharina der Großen dem Zarenreich einverleibt worden ist.

Dr. VERA FRIEDERIKE HELL

SCHWARZMEERKREUZFAHRT HEUTE

Frau Dr. Hell hat unsere erste Gruppe von Rußlandfahrern im Sommer 1959 auf einer Kreuzfahrt mit TS „ADRIATIKI" geführt. Unsere Teilnehmer wurden überall auf das Herzlichste und unter Verzicht auf große Formalitäten empfangen. Sie konnten sich völlig frei bewegen, photographieren und sich mit vielen deutschsprechenden Russen unterhalten.

Ein spiegelglattes, fast unbewegtes Schwarzes Meer hat uns aufgenommen, nachdem wir die Sperre am Ende des Bosporus passiert haben. Die leblose, ein wenig unheimliche Stimmung wird noch dadurch gesteigert, daß uns kaum ein Schiff begegnet.

In *Yalta* können wir das erste Mal an Land gehen. Um 4.30 Uhr hatte ein weißes Motorboot die russischen Dolmetscher an Bord gebracht, mit ihnen kam ein Vertreter von Intourist aus Moskau, ein Vertreter von Inflot und russische Bankbeamte. Die Küste, die durch den hochsommerlichen Dunstschleier verhangen ist, kommt immer näher, wir können Badehütten an dem schmalen Küstensaum erkennen, und mit dem Fernglas sehen wir, daß der Strand schon um 7 Uhr überfüllt ist.

Der Hafen von Yalta liegt in einer kleinen Bucht, und seine Kulisse bilden Gebäude in klassizistischem Stil. Am Quai erwarten uns schnurgerade ausgerichtet, die Omnibusse zur Rundfahrt. Es sind Linienbusse, in denen der Fahrer in einer Art Glaskasten abgesondert sitzt. Es geht quer durch die Stadt bergan, und manche Häuser, namentlich in den Außenbezirken, erinnern an türkische Landhäuser und somit daran, daß die Krim von 1475 bis 1774 zum türkischen Reich gehörte. Eine Asphaltstraße führt uns durch Weinberge in das Gebiet der Schlösser und Sanatorien.

Da ist das Schloß Jussupow, das einem Onkel des Zaren gehörte und das heute in das Sanatorium Rote Fahne umgewandelt ist. In seinem Park ist die Plastik einer Nixe aufgestellt, die die Legende von dem schönen Krimmädchen versinnbildlicht, das in den Harem des Sultans kam. Das Schlößchen Schwalbennest, das sich 1912 der Ölmagnat Baron Stengel erbauen ließ, macht seinem Namen alle Ehre. Wir besichtigen das Sanatorium Ukraina: Da gibt es eine große Halle mit roten Teppichen, gerafften Tüllgardinen und großen Spiegeln. Einige seiner Gäste trafen wir

schon im Garten in weißen Leinenanzügen, bunten Sommerkleidern und großen, weißen Filzhüten. Ein kastenartiges Gebäude mit Tonnengewölbe ist ein Hallenschwimmbad, in dem im Winter, wenn die Außentemperatur niedrig ist, eine Beleuchtungsanlage die Sonnenkraft ersetzt. Von einem Aussichtstempel hat man einen schönen Blick auf die Küstenlinie, die mit ihren Zypressen und Pinien ein wenig an Capri erinnert. Der junge Mann auf einer Bank läßt sich in der Lektüre seines Buches weder durch uns noch durch unser Aufgebot an Photo- und Filmapparaten stören.

Am Fuße des Berges „Heiliger Stein" liegt das Schloß Alupka, das mit Hilfe von 6000 Leibeigenen (wie unsere Führerin betont) in 18 Jahren für den Generalgouverneur von Neurußland, Fürst Woronzeff, gebaut wurde. An der Hofseite erinnert das düstergraue Gebäude an mittelalterliche englische Burganlagen, während die Parkseite persische Schlösser zum Vorbild hat. In einer langen Schlange stehen die russischen Urlauber vor dem Kartenschalter, und es bleibt mustergültig ruhig, als wir vorgelassen werden. In großen Filzpantoffeln schlurfen wir über das Parkett, besichtigen den chinesischen Salon, das blau-gelbe Boudoir und den eichenen Speisesaal. Aber durch die wenigen Möbel, die fehlenden Teppiche wirkt alles sehr museal. Nur der Wintergarten mit seinen üppig wuchernden Pflanzen, den Plastiken und Springbrunnen läßt die zaristische Zeit lebendig werden. In diesem Schloß wohnte Churchill während der Yaltakonferenz, und man erzählt, daß er einen der steinernen Löwen, die an der großen Treppe zum Park stehen, gern mitgenommen hätte.

Das kaiserliche Schloß Liwadia besteht eigentlich aus drei Hauptgebäuden, dem weißen, grauen und roten Schloß. In dem großen Speisesaal aus weißem Marmor fand die Yaltakonferenz statt; heute erfüllt der Saal in dem Sanatorium wieder seinen ursprünglichen Zweck. Aber die Stühle sind mit weißen Schutzbezügen versehen, und auf den Teppichen liegen Schonläufer. Der schöne Säulenhof des weißen Schlosses ist mit Blumen bepflanzt, nur der harte Klang der Pingpongbälle will nicht die rechte Begleitmusik abgeben.

Am Nachmittag bummeln wir durch die Stadt. Die breite Uferpromenade ist von Blumenrabatten eingefaßt. Da können wir, aus verschiedenen Pflanzen zusammengesetzt, das Porträt Molotows und allerlei Leitsprüche bewundern. Straßenfegerinnen, Papierkörbe und Sprengwagen sorgen für größte Sauberkeit. Aus Automaten kann man Wasser und Bier kaufen, während Eis abgewogen wird. Auch in den Gaststätten holt man sich seine Mahlzeit aus dem Automat, oder man geht mit einem Tablett, ähnlich

Blick vom Eingangshof des Schlosses Alupka auf den Steilabbruch des Jailagebirges und die Terrassengärten des Parks. Rechts Teilnehmer unserer Fahrt.

Yalta, Blick vom Intouristhotel auf die Uferpromenade und über die Stadt. Der Verkaufsstand an der Brücke bietet Fruchtsäfte an.

wie in den USA, an der Ausgabe vorüber. In dem Intouristhotel gibt es Kellnerinnen, die in einem schwarzen Kleid, mit weißem Spitzenhäubchen und Schürzchen für das Wohl der Ausländer besorgt sind. Die dicken roten Teppiche, die Zimmerpalmen, die Bestecke mit Rokokodekor und die Kristallgläser unterstreichen die repräsentative Note. Wir besuchen auch die Kirche mit den versilberten Zwiebeltürmen, die uns schon bei der Einfahrt anlockte. Ein alter Mann und einige Frauen sind dabei, die Ikone zu schmücken. Ein Kranz von weißen Blüten liegt um eine fein ausgearbeitete silberne Treibarbeit, die den Tod der Maria darstellt.

Sotschi ist unsere nächste Station. Der Name bedeutet auf tscherkessisch einsam, und vor 50 Jahren war hier auch nur Sumpf! Heute gibt es über 100 Sanatorien und eine 9 km lange Prachtstraße. Der Ort ist großzügig und einheitlich angelegt, und man möchte sich so eine hellenistische Stadt vorstellen. Am Hafenbahnhof weht die deutsche Flagge, und eine Kapelle spielt zu unserem Empfang. Lebhaft beklatscht werden die „Moskauer Nächte", die Gegengabe unserer kleinen Bordkapelle. Offene Aussichts-Omnibusse führen uns zu den Sehenswürdigkeiten: Dem Schwefelbad Mazesta und vorüber an den Bauten für ein internationales Sanatorium auf den Achunberg. Das Sanatorium der Metallarbeiter ist eine schloßähnliche Anlage: Drei Flügel in neubarockem Stil gruppieren sich um einen Hof, auf dem ein großer Brunnen steht. Die tanzenden Nymphen, die die Brunnenschale tragen, erinnern sehr an die Arbeiten Carpeauxs. Die Treppenhäuser sind mit Fresken bemalt und mit Teppichen ausgelegt, und jedes Zimmer hat ein eigenes Radio. Eine Zahnradbahn führt vom Sanatorium herunter zum Meer. Das Sanatorium der roten Armee weist sich durch seine einfache kubische Form als eine jüngere Anlage aus.

Am Abend besuchen wir einen russischen Zirkus. Wir bewundern die artistischen Darbietungen, aber auch die sehr gepflegten Zuschauerinnen, die unseren Damen mit ihrem Make up, ihren roten Fingernägeln und den pfennigdünnen Absätzen nicht nachstehen. Die Glossen des Clowns zwischen den einzelnen Darbietungen berühren auch unsere täglichen Probleme: Reisen ins Ausland, der Wunsch nach Fernseher und Waschmaschine, die Zimmerpreise in Urlaubsorten ...

Am nächsten Tag verlassen wir unser Schiff, wir fahren mit den Omnibussen über Gagra an den Rizasee und weiter nach Suchumi, wo wir unsere „Adriatiki" wieder treffen werden.

Gagra ist ein kleinerer Badeort; das Schloß des Herzogs von Oldenburg muß einst in größter Einsamkeit gelegen haben. Heute

Sotschi. Eines der mehr als hundert großen Sanatorien der Kaukasusküste. „Metallurg" ist das Haus für Arbeiter und Angestellte der Schwerindustrie.

gibt es hier an die 30 Sanatorien, darunter auch das der Polarforscher. Etwas südlich von hier führt die Straße hinauf zum Ritzasee, der in etwa 1000 m Höhe liegt. Wir kommen an dem Blauen See vorbei, an dem die naturalistische Figur einer Kopfspringerin aufgestellt ist; wir begegnen vielen, vielen anderen Autos, deren stets lachende, fröhliche Insassen uns „Sei gegrüßt" und „Guten Tag" zurufen. Durch tiefe Schluchten, vorbei an hohen Felsen erreichen wir nach serpentinenreicher Strecke den Ritzasee und stellen beim ersten Blick fest, wie sehr er uns an Oberbayern erinnert.

In dem schwimmenden Pavillon des Hotels erwartet uns ein Menu mit mehreren Gängen, mit Kaviar als Vorspeise. Der Wein, die „Blume Abchasiens", ist süß und schwer, und der Spaziergang am Ufer des Sees entlang, an dessen gegenüberliegendem Ufer man ein Sommerhaus Stalins sehen kann, fällt etwas müde aus. Als wir wieder in die Autos steigen, kommen ein paar junge Leute auf uns zu und erzählen uns, daß sie zu einer Jugendgruppe gehören, die aus Leipzig und Dresden gekommen ist, um ihre Ferien am Schwarzen Meer zu verleben.

Die Fahrt nach Suchumi geht durch eine hügelige Landschaft. Manche Häuser stehen auf Pfählen, Zäune sind aus Weidenruten

geflochten und die Kinder tragen gestickte Käppchen. Dann kommen wir wieder ans Meer und fahren an dem Berg Anakapi vorbei, auf dem Ausgrabungen die Ruinen einer griechischen Stadt aus dem 5. Jahrhundert v. Chr. freigelegt haben. Später befand sich hier eine byzantinische Stadt und wieder später war hier die erste Hauptstadt des georgischen Staates. Ein großer Kirchenbau mit Zwiebeltürmen, zu dem eine hohe Zypressenallee führt, ist das Kloster Neu Afyon, das Zar Nikolaus II. gründete und mit Mönchen aus Alt Afyon auf dem Athos besetzte.

Suchumi ist ein moderner Kurort mit breiten Straßen, die von sibirischen Zypressen gesäumt sind. In der Bucht haben sowjetische Wissenschaftler die Überreste einer 3000 Jahre alten Stadt aufgefunden. Hier soll im 6. Jahrhundert v. Chr. von Bürgern aus Milet die Stadt Dioskuria gegründet worden sein. Der griechischen Sage nach aber lag hier Kolchis, die Stadt, in die Phrixos das goldene Vlies brachte. Auf der Uferpromenade scheint sich der ganze Ort zum Abendbummel zu treffen. Hier ißt man Eis, trinkt Limonade und Bier, man bewundert die große Springbrunnenanlage vor dem Theater oder man fährt zu dem Restaurant auf dem Dach des modernen Hotels hinauf. Von hier hat man einen märchenhaften Blick auf die erleuchtete Stadt, auf die Lichterstraße, die sich auf den Aussichtsberg hinaufzieht, und auf das Meer, wo sich unser weißes Schiff mit seinen Lichtergirlanden wie eine Operettendiva darbietet. Ein Sänger mit einer tiefen, volltönenden Stimme singt wehmütige Lieder. Auf einer kleinen Tanzfläche drehen sich einige Paare, aber die meisten der russischen Gäste essen zu Abend, und die Bedienung kann dem Wunsch nach Sekt nur noch mit Mühe nachkommen.

Bei der Ankunft in *Batum* überreichen uns junge Pioniere – Buben und Mädels – mit roten Halstüchern schüchtern große Blumensträuße. Der Hafen ist gerade im Umbau, wie die Stadt überhaupt mehr den Charakter einer betriebsamen Handelsstadt hat, obwohl auch sie mit 30 Sanatorien aufwarten kann. Im Auto fahren wir längs der Küste an der Ruine eines Schlosses der Kaiserin Tamara vorbei zum Botanischen Garten auf der „Grünen Meereszunge". Die schmalen Wege sind von blühenden Hortensien und Oleander gesäumt. Zur Zeit der Kamelienblüte soll der Garten am schönsten sein, der sich über ein weites, hügeliges Gebiet erstreckt und interessante Sondergärten zeigt, wie den japanischen Garten mit seinen Miniaturbäumen um einen gebuchteten Teich.

Seit 1895 wird in Batum Tee angepflanzt. Die beste Teesorte hat den Namen Maibouquet, und wir kaufen sie uns am Nachmittag

Ritzasee im Kaukasus am Fuße des Agepotamassives mit dolomitenähnlichem Abbruch der schwach gefalteten, meist kalkigen Schichtstufen.

auf unserem Stadtbummel. Eine Teepflückerin kann pro Tag 4 kg Teeblätter pflücken, was etwa 1 kg Tee ergibt, der mittels einer Trockenanlage 14 Stunden nach dem Pflücken gebrauchsfertig ist. Die Frauen arbeiten im Akkord und verdienen zwischen 1500 und 3000 Rubel im Monat. Von den Teeplantagen wandern wir zu Bambushainen, lagern uns im Schatten hoher Bäume und hören den Erklärungen eines Facharbeiters zu, der von den Eigentümlichkeiten dieser Pflanze berichtet, die einen wichtigen Werkstoff abgibt, aus dem man Rohre, Möbel, ja sogar Häuser anfertigt.

Vor dem Mittagessen gibt uns zu Ehren eine Kindertanz- und -singgruppe aus Tiflis im Sommertheater des Kurparks eine Vorstellung. Das Solotanzpaar ist etwa 7 Jahre alt. Das kleine Mädchen scheint einer persischen Miniatur entstiegen zu sein, sie schwebt nur so über die Bühne und legt ihre ganze Ausdruckskraft in die Handbewegungen, während ihr kleiner Partner mit seinen hohen schwarzen Stiefeln den temperamentvollen Gegenpol darstellt.

Unter hohen Zimmerpalmen und den Klängen einer Musikkapelle nehmen wir das Mittagessen im Intouristhotel ein. Es werden viele Trinksprüche gewechselt, auf den Frieden, auf die Frauen und auf die Versöhnung von Rußland und Deutschland. Leider ist uns nicht vergönnt, der Theorie die Praxis wenigstens zwischen Ost- und Westdeutschland unmittelbar folgen zu lassen, denn die Essenszeiten für uns und eine ostdeutsche Gruppe, die hier im Hotel wohnt, waren leider so weit auseinandergelegt, daß wir uns hier nicht trafen.

Am Nachmittag gehen wir auf Entdeckungsreisen in die Stadt, aber das subtropische Klima lähmt unseren Unternehmungsgeist. Ein junger Mann führt uns auf den Obst- und Gemüsemarkt, der einen abgeschlossenen Bezirk darstellt und wo wir ein paar alte Leute noch in malerischen türkischen Trachten entdecken. Mit Hilfe eines Schutzmanns, der den Verkehr mittels eines Stockes – wie in Frankreich – regelt, finden wir wieder in das Stadtzentrum zurück, wo Reiseandenken, wie Schallplatten, Holzarbeiten und gestickte Kappen, erstanden werden.

Hier in Batum verlassen uns unsere russischen Dolmetscher, und als das Schiff unter den Klängen unserer Kapelle vom Quai ablegt, stehen unter den Einheimischen auch viele der deutschen Touristen aus der Ostzone, und wir winken uns gegenseitig zu, bis wir uns nicht mehr erkennen können. Die beiden hohen spitzen Kirchtürme werden immer kleiner, und langsam verschwindet die Stadt vor den hohen adscharischen Bergen des Antikaukasus im Dunst.

Bauernhaus, umgeben von dem kleinen Eigenbezirk an Land bei Gugandy. Im Hintergrund Vorhöhen des Kaukasus. Geflochtener Zaun aus Weidenruten.

Tee-Ernte auf den Vorhöhen des Antikaukasus bei Batum. Gelegentlich auftretende Fröste in besonders kalten Wintern gefährden den Anbau.

Dr. WILHELM KOHLHAAS

STRAND DER GROSSEN FRAUEN

Zwei Welten trennte der Hellespont von je, und wer, aus der Sonne Griechenlands und des kaiserlichen Rom an diese nordöstlichen Gestade verbannt, nach dem verlorenen Paradies jammerte, hat dies Meer das „ungastliche" genannt, auch wenn die Alten in einer seltsamen Furcht, die Bezeichnung ins Günstige, in „Euxinos" verkehrten. Nicht hinter Tartessos und den Säulen des Herakles, sondern hier gen Sonnenuntergang suchten sie den Sitz und Gegenpol ihrer helleren Kultur: hier kämpft die nach Tauris entführte Iphigenia gegen den blutigen Vorzeitbrauch des Menschenopfers, und in Kolchis — am Fuße des Kaukasus, wo Prometheus fern aller Menschheit unter Martern büßt —, ist Medea als Meisterin unheimlicher Zauberkünste zu Hause.

Früh fühlt zwar schon die Gerechtigkeit des griechischen Tragikers, daß hier nicht nur schwarz gegen weiß zu setzen ist: die Kolchierin, die wie Ariadne dem Fremdling liebevoll Hilfe leistet, greift, wie sie in ihrer Hingabe verraten, erst nach der bittersten Enttäuschung zur grausamen Rache der Barbarin. Bis auf Goethe und Grillparzer haben die Dichter sich um den Schlüssel dieser Gegensätze gemüht, und noch die letzte Nachdichtung der Argonautenfahrt durch Rob. Rancke-Graves deutet die Probleme als den Zusammenprall des alten Mutterrechts und einer neuen hellenischen Lebensordnung.

Ja, merkwürdig bleibt, wie an diesen Küsten immer wieder die großen Frauen hervortreten: keine Sultanin ist unserm Auge so faßbar wie die aus diesen Steppen nach Konstantinopel verschlagene Roxolane, die Soliman den Prächtigen als seine Lieblingsfrau „Kurren" beherrschte und von deren blutiger Rache an den Söhnen ihrer Rivalin Hasseki noch die Prinzentürbe zu Istanbul, hinter der Schachsadé-Dschami, erzählt.

Auch drüben im Pontus, einst dem Reich des großen Römerfeindes Mithridates, hat sich unter den aberhundert Talschaften, Völkern und Reichen Kaukasiens nur *ein* geschichtlicher Name erhalten: der der Georgierfürstin Tamara, deren sagenhafter Ruhm weit in den Westen bis zu einem Dichter der englischen Elisabeth drang, wo sie als düster-blutige Gestalt, eine zweite Medea, in seinem ersten Römerdrama umgeht.

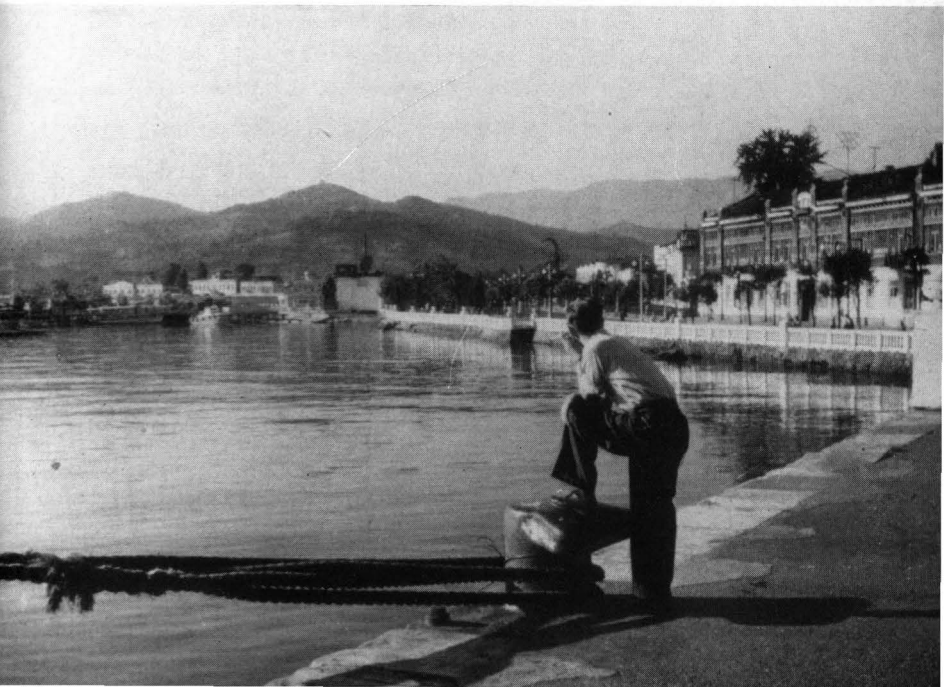
Wenden wir uns noch der tollen Siedlungs-Maskerade zu, wie sich die große Katharina, unsere deutsche Landsmännin aus Zerbst, durch ihren Reiseleiter Potjemkin mit den berühmten Dörfern bluffen ließ, — doch noch abenteuerlicher ist die Rolle jener Ba-

ronin Juliane von Kruedener, die nach einem bunten Leben als Prophetin der Völkerverständigung den Zaren nach Napoleons Sturz zur Gründung der Heiligen Allianz bestimmte, dann jahrelang bei Heilbronn ein Sektiererdasein führte und schließlich, als „indésirable" nach der Krim abgeschoben, auch sie eine Verbannte, in Karasu Bazar stirbt. Kurz danach, nach einem Besuch am Grabe seiner Seherin, verlischt zu Taganrog auch Zar Alexander I., – und noch immer wird gestritten, ob nur ein leerer Sarg durch Rußland zur Zarengruft heimgefahren, er selbst aber als Büßer in die Einsamkeit gegangen sei.

So viel Düsternis an einer Küste, an der Iphigenia das Land der Griechen mit der Seele suchte, darf zum guten Ende doch erhellt werden – buchstäblich sogar: denn als ihre „Lady mit der Lampe" ersehnten und grüßten die Verwundeten vor Sewastopol ihre Helferin Florence Nightingale, die hier im Krimkrieg 1855 als erste Frau eine geordnete Fürsorge in die Planlosigkeit der Fachleute brachte. Tausende hat sie, die Schülerin deutscher Kaiserswerther Schwestern, in unermüdlicher Liebestätigkeit gerettet, und ihr Werk ist, wie das Henri Dunants, selbst in den dunkelsten Stunden der Menschheit gültig geblieben.

Von Iphigenia bis zu Florence Nightingale – über das schwarze ferne Meer leuchtet die Güte des ewig Weiblichen.

Batum. Ölhafen nahe der türkischen Grenze und Hauptstadt der adscharischen S.S.R.



IM JAHRE 1960

bieten wir Ihnen die folgenden Rußlandreisen — veranstaltet von befreundeten Büros — an. Gruppen von 25 Teilnehmern werden von unseren eigenen, wissenschaftlichen Reiseleitern begleitet.

Die Fahrten I und II werden in Rußland außerhalb des üblichen Tourismus unter der Obhut der russischen Lehrerschaft veranstaltet, so daß unsere Teilnehmer wirklichen Kontakt zu russischen Menschen finden werden und Rußland und seine Bewohner nicht nur aus der Hotelperspektive kennenlernen werden. Anmeldeschluß für jede Reise sechs Wochen vor Reisebeginn.

I. Moskau-Leningrad (Helsinki-Stockholm) 15. 6.—30. 6. 1960

Techn. Reiseleitung: Herr Haas, Frankfurt/Main

REISEROUTE:

15. 6. Ab Frankfurt/Main morgens nach Berlin, ab Berlin mit dem „Blauen Expreß" über Frankfurt/Oder.
16. 6. Posen — Warschau — Brest.
17. 6. Minsk — Smolensk nach Moskau. Ankunft mittags. Nach der Einquartierung erste Stadtrundfahrt.
18. 6. Besichtigungen in Moskau: Kreml mit seinen Palästen und Kirchen, Mausoleum, Tretjakowgalerie. Abends Konzert- oder Theaterbesuch.
19. 6. Weitere Besichtigungen in Moskau. Die Teilnehmer haben dabei viele Möglichkeiten zu Gesprächen mit Einheimischen.
20. 6. Der Tag steht zur freien Verfügung der Teilnehmer bis zur Abfahrt am Abend nach Leningrad.
21. 6. Ankunft in Leningrad vormittags. Nach der Einquartierung und dem Mittagessen erste Stadtführungen: Peter- und Pauls-Festung, Newaufer u. ä.
22. 6. Weitere Besichtigungen in Leningrad: Die Ermitage, die zu den besten Kunstsammlungen der Welt zählt. Am Abend Theaterbesuch.
23. 6. Von Leningrad ein Ausflug nach Petroworez, dem russischen Versailles. Abends Konzert- oder Theaterbesuch.
24. 6. Morgens mit der Bahn weiter nach Helsinki, der finnischen Hauptstadt. Ankunft gegen 17.00 Uhr.
25. 6. Besichtigungen in Helsinki.
26. 6. Nach dem Mittagessen weiter nach Turku zur Einschiffung auf einen Dampfer zur Überfahrt nach Stockholm.
27. 6. Morgens Eintreffen in Stockholm, nach der Quartiernahme Besichtigungen in Schwedens Hauptstadt.
28. 6. Weitere Besichtigungen in Stockholm. Abends Abreise mit der Bahn nach Kopenhagen.
29. 6. Morgens an Kopenhagen. Stadtführung. Nachmittags freie Zeit bis zur Abfahrt gegen 22.00 Uhr.
30. 6. Wiedereintreffen in Frankfurt/Main.

Leistungen bei Reise I:

Bahnreise 2. Kl. einschl. aller Schlafwagenfahrten, Schiffskabinen 2. Kl. von Turku nach Stockholm. Unterbringung in guten Doppelzimmern der Kategorie B, reichliche Vollpension, beginnend mit dem Abendessen in Brest, endend mit dem Abendessen auf dem Schiff nach Stockholm und mit Übernachtung und Frühstück in Stockholm. Alle Rundfahrten und Eintrittsgelder in Rußland, Transfers und Gepäckbeförderung. Deutsche und russische Reiseleitung.

Reisekosten ab Frankfurt/Main: DM 999.—

Zuschläge: Übergang in Polsterklasse von Berlin bis Leningrad DM 75.—
Für Zimmer mit Privatbad in Moskau und Leningrad DM 90.—,
Visakosten DM 20.—

II. Kaukasus-Moskau-Leningrad 30. 8. — 23. 9. 1960

Techn. Reiseleitung: Herr Haas, Frankfurt/Main

REISEROUTE:

30. 8. In der Nacht vom 29./30. 8. ab Frankfurt/Main über Wien (kurze Besichtigungspause) nach Budapest. Einquartierung.
31. 8. Besichtigungen in Budapest.
1. 9. Morgens ab Budapest mit Zug nach Kiew.

2. 9. Ankunft in Kiew am Spätnachmittag. Einquartierung.
3. 9. Am Tage Besichtigungen in Kiew: Sophienkirche, alte und neue Stadt, Höhlenkloster u. a. Abends Weiterfahrt nach Jalta.
4. 9. Bahnfahrt durch die Ukraine bis Simferopol. Dort gegen 15.00 Uhr Übergang auf Omnibus zur Weiterfahrt über den Jaitapo nach Jalta.
5. 9. Aufenthalt und Besichtigungen in Jalta, dem bedeutendsten Kurort an der Krimküste.
6. 9. Am Nachmittag Einschiffung zur Fahrt nach Suchumi über Sotschi (Landgang).
7. 9. An Suchumi und Einquartierung.
8. 9. Ausflug mit Bus in den Kaukasus zum großen, landschaftlich herrlich gelegenen Ritza-See. Dieser Ganztagesausflug stellt einen der Reisehöhepunkte dar.
9. 9. Der Tag steht zur freien Verfügung der Teilnehmer und wird durch die Begegnung mit Russen ausgefüllt sein. Abends Weiterreise mit der Bahn nach Tiflis.
10. 9. Ankunft in Tiflis, der Hauptstadt der Volksrepublik Grusinien. Tiflis ist eine der ältesten Städte der Welt und bietet eine Fülle von Sehenswürdigkeiten.
11. 9. Mit Bus über die bekannte Grusinische Heerstraße nach Ordshonikidse. Diese Fahrt ist zweifelsohne der Höhepunkt der ganzen Reise überhaupt.
12. 9. Aufenthalt in Ordshonikidse, abends Abfahrt nach Moskau über
13. 9. Rostow – Charkow.
14. 9. An Moskau mittags. Einquartierung. Abends Gelegenheit zum Besuch einer kulturellen Veranstaltung.
15. 9. Besichtigungen in Moskau.
16. 9. Aufenthalt in Moskau.
17. 9. Bis zum Abend zur freien Verfügung der Teilnehmer. Abends dann Weiterfahrt mit der Bahn nach Leningrad.
18. 9. Vormittags Eintreffen in Leningrad. Einquartierung und Beginn der Besichtigungen.
19. 9. Aufenthalt in Leningrad.
20. 9. Weiterreise mit der Bahn nach Helsinki. Einquartierung.
21. 9. Stadtbesichtigung bis Mittag, nach dem Mittagessen Fahrt nach Turku und Einschiffung zur Fahrt nach Stockholm.
22. 9. Morgens an Stockholm. Transfer zum Bahnhof zur Gepäckdeponierung. Weiterfahrt nach Kopenhagen-Gedser.
23. 9. Wiedereintreffen in Frankfurt/Main.

Leistungen bei Reise II:

Bahnreise in der 2. Kl. einschl. aller Schlafwagenstrecken ab Budapest bis Leningrad. Schiffskabinen 2. Kl. auf dem Schwarzen Meer und von Turku nach Stockholm. Unterbringung in Doppelzimmern der Kategorie B, alle Ausflüge, Busfahrten und Eintrittsgelder, reichliche Vollpension, beginnend mit dem Abendessen in Budapest, endend mit dem Abendessen auf dem Schiff nach Stockholm, Transfers und deutsche und russische Reiseleitung.

Reisekosten: Ab Frankfurt/Main DM 1998.–, Visakosten DM 50.–

Zuschläge: Übergang in die Polsterklasse ab Budapest bis Leningrad incl. Schlafwagen DM 120.–
1. Klasse Schiffsreise auf dem Schwarzen Meer DM 38.–;
bei verlängertem Aufenthalt in Ordshonikidse und anschl. Flug nach Moskau mit der schnellen Tu 104 in 2 ½ Stunden DM 180.–

III. Krim-Kaukasus Kreuzfahrt mit T/S „ADRIATIK"

Reiseleiter: Dr. Koehler-Kaess

7. 5. — 23. 5. 1960 (Ev. Wiederholung im Sommer)

1. Tag: Abfahrt München Hbf. um 8.05 Uhr, Fahrt über Brenner, Verona nach Venedig; Ankunft gegen 18.33 Uhr und Transfer zum Schiff, Abfahrt gegen 21.00 Uhr.
2. und Auf See, Fahrt durch die Adria,
3. Tag: Empfang durch den Kapitän und die Reiseleitung, Einführungsvorträge, Badegelegenheit, Kanal v. Korinth.
4. Tag: Auf See.
5. Tag: Fahrt durch die Dardanellen und das Marmarameer; Ankunft in Istanbul gegen 22.00 Uhr.
6. Tag: Ganztägige Stadtrundfahrt in Istanbul mit Besichtigung der Hauptsehenswürdigkeiten; Abfahrt des Schiffes gegen Mitternacht.
7. Tag: Ganzer Tag auf See.
8. Tag: Morgens Ankunft in Jalta; nach der Paßkontrolle Rundfahrt durch die Stadt und entlang der Küste zum Schloß Livadia. Nachmittag und Abend bleiben zur freien Verfügung und bieten Ihnen die erste Gelegenheit, zwanglos und unbeaufsichtigt durch die Stadt zu streifen. Auch der Photographierlust sind hier wie auch anderswo keine Grenzen gesetzt. Badegelegenheit. Abfahrt des Schiffes gegen Mitternacht.

9. Tag: Vormittags auf See, gegen 15.00 Uhr Ankunft in Sotschi; anschließend Stadtrundfahrt. Abend bleibt wieder zur freien Verfügung (das Schiff bleibt die ganze Nacht im Hafen).
10. Tag: Morgens Beginn der Autobusreise zum Ritzasee in 950 m Höhe, inmitten der Bergwelt des Kaukasus. Nach dem Mittagessen Weiterfahrt über Gagra zur Küste hinunter nach Suchumi. Nach einer kurzen Rundfahrt ist der Rest des Tages wieder zur freien Verfügung; Abfahrt des Schiffes gegen 22.00 Uhr.
11. Tag: Morgens in Batum, anschließend Rundfahrt zum botanischen Garten und zu Teeplantagen auf den Vorhöhen des Antikaukasus. Vorführung kaukasischer Volkstänze; Abfahrt des Schiffes gegen 22.00 Uhr.
12. und 13. Tag: Auf See, Fahrt durch das Schwarze Meer, in Sichtweite entlang der schwer zugänglichen Küste Nordanatoliens, Bosporus, Marmarameer, Dardanellen; Vorträge, Badegelegenheit an Bord.
14. Tag: Morgens Ankunft in Piraeus; anschließend Stadtrundfahrt in Athen mit Akropolis und Nationalmuseum; Abfahrt von Piraeus gegen 15.00 Uhr.
15. Tag: Ganzer Tag auf See. Abschiedssessen des Kapitäns.
16. Tag: Ankunft in Venedig gegen Mittag, der Nachmittag bleibt zur freien Verfügung, Abfahrt des Zuges 19.44 Uhr.
17. Tag: Ankunft in München-Hbf. 8.03 Uhr.

Sonderprogramm Tiflis:

Anstelle des Programms am 9. und 10. Tag kann ein Ausflug nach Tiflis unternommen werden:

9. Tag: Ankunft in Sotschi gegen 15.00 Uhr, anschließend Transfer vom Schiff zum Flughafen und Abflug nach Tiflis, Ankunft gegen 18.00 Uhr und Transfer ins Hotel. Abends Theaterbesuch.
10. Tag: Ganztägige Besichtigung von Tiflis, gegen Abend Transfer vom Hotel zum Bahnhof und Abfahrt im Schlafwagen nach Batum.
11. Tag: Morgens Ankunft in Batum; weiteres Programm siehe oben (Aufpreis für diesen Ausflug ca. DM 200.–).

Preis der Fahrt ab München pro Person:

Kat. 1	Einzel-Außenkabinen mit Dusche und WC (B-Deck)	DM 2586.–
Kat. 2	Doppel-Außenkabinen, mit 2 Unterbetten, Dusche und WC (Promenade-Deck)	DM 2336.–
Kat. 3	Einzel-Außenkabinen (C-Deck)	DM 2236.–
Kat. 4	Einzel-Innenkabinen (B-Deck)	DM 2186.–
Kat. 5	Doppel-Außenkabinen, Betten übereinander, Dusche und WC (B-Deck)	DM 2066.–
Kat. 6	Doppel-Außenkabinen, 2 Unterbetten (Promenade-Deck)	DM 1866.–
Kat. 7	Doppel-Außenkabinen, 2 Unterbetten (B-Deck)	DM 1736.–
Kat. 8	Doppel-Außenkabinen, Betten übereinander (B-Deck)	DM 1586.–
Kat. 9	Doppel-Außenkabinen (C-Deck)	DM 1486.–
Kat. 10	Vierbett-Außenkabinen (B-Deck)	DM 1266.–
Kat. 11	Vierbett-Außenkabinen (C-Deck)	DM 1176.–

(Bei Teilnahme ab und bis Venedig ermäßigt sich der Preis um DM 75.–. Ohne Gepäck- und Personenbeförderung und ohne letzte Verpflegungsleistung in Venedig.)

Leistungen: Bahnfahrt 2. Klasse München–Venedig–München (Zuschlag für 1. Klasse DM 38.–. Schiffahrt (Verpflegung und Benutzung der Gesellschaftsräume für alle Teilnehmer einheitlich) Venedig–Venedig, volle Verpflegung vom Abendessen des ersten Tages bis zum Abendessen in Venedig. Unterbringung in der gewählten Kabinen-Kategorie, *alle Landausflüge, Besichtigungen und Rundfahrten unter Führung laut Programm.* Nicht eingeschlossen, wie international üblich, Landgangkarte DM 22.–, Visum und Visumbesorgung (DM 16.–), Trinkgeld an Bord, Getränke, persönliche Ausgaben.

IV. Reisen in viele andere Länder

enthält unser Gesamtjahresprogramm. Sie erhalten es gerne unverbindlich und kostenlos.

ANMELDUNGEN nimmt entgegen, Auskünfte oder Sonderprospekte erhalten Sie gerne unverbindlich und kostenlos.

BÜRO FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE
Ludwigsburg - Bismarckstraße 30 - Telefon 3087

(Reiseorganisationsbüro der Karawane-Studienreisen der Gesellschaft für Länder- und Völkerkunde, der Kosmos-Studienreisen, der Reisedienste Christ und Welt, MERIAN, Auto-Baedeckerverlag und Deutsche Apothekerzeitung.)

DIE KARAWANE

wird im Auftrag des Präsidiums der Gesellschaft für Länder- und Völkerkunde — Vorsitzender Prof. Dr. Friedrich Seebass — herausgegeben von Dr. Kurt Albrecht.

Die Zeitschrift erscheint vierteljährlich, das vorliegende Heft 1 2, 1960, ist eine Doppelnummer und kostet für Einzelbezieher DM 3.—, Jahresabonnement DM 6.—, an die Mitglieder der Gesellschaft für Länder- und Völkerkunde erfolgt die Auslieferung kostenlos.

Früher erschienene Hefte sind zum Teil noch lieferbar. — Bitte verlangen Sie Gratis-Verzeichnis.

Bildnachweis der vorliegenden Nummer: Sämtliche Karten und Zeichnungen, soweit im Text nichts anderes vermerkt, Archiv der Gesellschaft für Länder- und Völkerkunde. Bild S. 3 Archiv der Universität Heidelberg, sämtliche anderen Photos: Dr. Kurt Albrecht.